

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 118

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Heiner Feldhoff Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort  
von Arnold Maxwill



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 118

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung  
und der Literaturkommission für Westfalen  
von Walter Gödden

Band 118

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1848-7  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Ich wollt, ich wär der liebe Gott (1976)	
sonett	10
große verweigerung	10
Fünf Strophen Indoktrination	11
inzucht	12
Wiederbelebungsversuche (1980)	
Bremsweg	16
Veranlagung	16
Fünzig verwünschte Schlümpfe	17
Fernsehfreier Abend	18
Wochenplan	19
Seeboden	20
Die Notwendigkeit, bibbernd zusammen- zurücken (1984)	
Überlegung in der Nähe von Bad Nauheim	22
Sammeln, Leiden	23
Straßen	24
Geradewegs	25
Como en el cielo	26
Als wir einmal Äpfel pflücken wollten (1985)	
Verwandtschaft	28
Biblische Zehnzucht	28
Besitzverteilung	29
Europa	30
Tuchföhlung (1986)	
Laiweisen	32
Lehrbrief	32
Schule halten	33

Mehr Licht! Notizen aus der Provence (1987)	
Mehr Licht!	36
Nachts Regen	36
Das Vergnügen	36
Am Ortsausgang	37
Altersforsch, der Patron	37
Jetzt sind wir hier	38
Vor vielen Jahren	38
Thoreau, den ich früher	39
Blick des Flaneurs	40
Mon dieu!	40
Vom Glück des Ungehorsams. Die Lebens- geschichte des Henry David Thoreau (1989)	
Walden oder Leben in den Wäldern	44
Waffelbruch oder Was allen in die Kindheit scheint (1996)	
Aus dem Nachwort	52
Kafkas Hund oder Der Verwirrte im Sonn- tagsstaat. Kürzestgeschichten (2001)	
Blasse Schimmer	56
Außenputz	57
Lese ich	57
Fuzzy	57
Abschalten	58
Deutscher Aufsatz	59
Zwischenzeit	59
Der Kumpel	60
Nachtbrief	60
Eugenio M.	60
Die Meinigen	61
Eigenleistung	61
Das Gelebte	62

Schuldienst	62
Im Mietshaus	63
Erziehungsziel	63
Die drei Einheiten	64
Einer für alle	64
Landzungen. Notizen aus nichtigem Anlaß (2003)	
Die stehende Rolltreppe	66
Die stille Verzweiflung	66
Jemand heißt Brühschwein	66
<i>Überschätzung der Wirkl.</i>	66
Nein, ich glaube nicht	67
Auf einmal wurden	67
Wenn ein Stein	67
Der schöne Brief	67
Fast gut, die Schulnote	67
Da der parkende Bus	67
Der löchrige Himmel. Erzählungen (2005)	
Anekdote zum Auswendiglernen	70
Der Hausmeister	71
Nietzsches Freund. Die Lebensgeschichte des Paul Deussen (2008)	
Aus der Einleitung	78
Paul Deussen und ich. Nachträge aus Oberdreis (2011)	
Deussen, Nietzsche, Schopenhauer	86
Nachträge aus Oberdreis	88
Becketts Hose. Kürzestgeschichten (2015)	
Ruhe und Ordnung	92
Dezibel dazumal	92
Im Nachhinein	92
Straße des Lebens	93

Samstag in Kroppach	94
Rund oder strukturiert	94
Schreibtechnisches	95
Fett, Staub, Hitze	95
Dichtertreffen	95
Im Baumarkt	96
Das Höschen	96
Sohnemann	97
Das bist du	97
Was bleibt	98
Steckbrief	98
Sägeblatt	98
Tacheles	99
Klartext	99
Die Sonntage von Duisburg-Beeck.	
Eine Jugend (2018)	
Der breite und der schmale Weg	102
Die Verben der Gemütsbewegung	105
Die Wiedergeborenen von Middelburg	109
Statt eines Lebenslaufs (2020)	115
Nachwort	121
Textnachweise	130

Ich wollt, ich wär der liebe Gott (1976)

### sonett

nachdem ich mir alles von der seele  
geschrieben hatte, wie kriminell  
ich diese maloche finde usw.  
hat sich mein leben echt verändert

arbeitslos nun hab ich genug zu tun  
als öffentlicher prolet der saison  
verlage und illustrierte bitten mich  
um memoiren und alte fotoalben

ehrfürchtig grüßen mich auf der straße  
die feinen leute und stolz die kollegen  
die frau wird beim friseur als erste bedient

morgen wählt die partei mich in den vorstand  
in meinem schrebergarten tummeln sich  
reporter: alle sind so nett zu mir

### große verweigerung

einige leute werfen mir vor  
daß ich häufig die großschreibung  
der hauptwörter verweigere  
nun frage ich mich ob  
ich klein begeben soll

## Fünf Strophen Indoktrination

Wofür wird der Arbeiter bezahlt?

Für seine Arbeit.

Wer gibt dem Arbeiter Arbeit?

Der Arbeitgeber.

Was gibt der Arbeiter dafür?

Seine Arbeit.

Wer nimmt dem Arbeiter die Arbeit ab?

Der Arbeitgeber.

Wer nimmt dem Arbeitgeber die Arbeit ab?

Der Arbeitnehmer.

Was bekommt der Arbeiter?

Den Lohn.

Was bekommt der Arbeitgeber?

Die Gewinne.

Für wen lohnt sich die Arbeit der Arbeiter?

Für den Arbeitgeber.

Für wen macht der Arbeitgeber Gewinne?

Für sich und seinen Sohn.

Was soll sein Sohn einmal werden?

Arbeitgeber.

Wie sieht der Arbeitsprozeß aus?

Fragwürdig.

Was besitzt der Arbeiter?

Seine Arbeitskraft.

Was ist diese Arbeitskraft für den Arbeitgeber?

Eine Ware.

Wo kauft der Arbeitgeber den Arbeiter?

Auf dem Arbeitsmarkt.

Was muß der Käufer bezahlen?

Einen Preis, den Lohn.

Wonach richtet sich der Preis?  
Nach Angebot und Nachfrage.  
Wann ist die Ware Arbeitskraft besonders billig?  
Wenn der Arbeitsmarkt entspannt ist.  
Wann ist das der Fall?  
Wenn viele Arbeiter keine Arbeit haben.  
Welche Arbeiter sind besonders preisgünstig?  
Frauen und Gastarbeiter.  
Noch einmal: Wofür wird der Arbeiter bezahlt?

Warum ändert der Arbeiter nichts?  
Weil er Nachtschicht hat oder schwarz arbeitet.  
Warum arbeitet er schwarz?  
Weil er sich einen Farbfernseher kaufen möchte.  
Warum will er einen Monatslohn dafür hergeben?  
Weil ihn Fußballspiele interessieren.  
Warum denkt er nicht an Arbeitskämpfe?  
Weil ihn Fußballkämpfe interessieren.  
Warum möchte er in Farbe fernsehen?  
Weil er den schwarzen Arbeitsalltag vergessen will.

#### inzucht

die schüler lernen nicht  
für die schule sondern  
für's leben na schön  
nur was weiß der lehrer  
vom leben moment mal  
schließlich hat er doch  
studiert richtig zehn  
semester aber was frage  
ich dich germanistik  
ältere abteilung vierzehn  
wochen rolandslied

des pfaffen konrad  
nur als beispiel gut  
und schön doch gleich danach  
wurde er referendar d.h.  
auf widerruf beamter  
da hat man ihm dann  
beigebracht wie er ihnen  
schöne stunden macht  
feine ziele hatte er  
zu formulieren das mißlang  
ihm anfangs ja ich weiß  
nicht wenn das kein leben  
ist nicht zu vergessen  
seine tätigkeit auf dem  
finanzamt und der august  
thyssen-hütte und der brauerei  
ja das zählt das geb ich zu  
eine chance hat er aber  
glaube ich nicht wahrgenommen  
er war nicht bei der bundeswehr  
denn dort hätte er in  
zucht studieren können  
nun ja man kann nicht alles  
haben lehrer leiden  
an ihrer berufskrankheit  
ihre lebenserfahrung ist  
mangelhaft sie unter-  
scheiden sich von schülern  
meint zwerenz nur durch  
die lebenslänglichkeit  
der schmerzen



## Wiederbelebungsversuche (1980)

## Bremsweg

Ihr Rehe  
wenn ich euch sehe  
mühelos in der Frühe  
ich: arbeitsscheu: kilometerpauschal  
wenn ich euch sehe  
Fremdkörper: Fremdseelen über den Asphalt  
huschend zum halsreckenden Staunen  
fliehend dicht vor meinem Licht  
Wild der Zärtlichkeit in Trauer  
wenn euch mein Wagen erfaßte  
Rehe ihr  
wehe mir

## Veranlagung

Meine poetische Tätigkeit sei,  
schrieb das Finanzamt, Liebhaberei,  
denn sie enthielte offenbar nicht  
eine Gewinnerzielungsabsicht.  
Seinen Bescheid, dem ich antworten soll,  
schloß der Beamte hochachtungsvoll.

## Fünzig verwünschte Schlümpfe

Fünzig verwünschte Schlümpfe  
Fünzfisch verwünchte Schlümpe  
Vümpfzich zerlümpfte Schümpfel  
Fümfzisch verzüchtete Lümpel  
Pfützig verschlumpfte Mümpel  
Vümfzisch pfergeschülpte Lümpfe  
Fümfzig zerrwünschte Schlüpse  
Wünzig fährlümpelte Wünschel  
Zümpftig verschwitzte Pfünder  
Vümfzig verzischte Schlüpfen  
Schlumpftig verschlickte Sümpfe  
Lümpfrisch zerlünchte Plümpel  
Schlünzig verwischte Schlünde  
Schlückig verschlupfte Mümpfel  
Zünftig verschlumpfte Plümmel  
Schlumpig zerschlüpfte Pfützen  
Pimpftig zerschimpfte Pinscher  
Flutschig verflüchtigte Pümmel  
Pfundig verschluckte Würstel  
Fuffzig verschluffte Pfücher  
Fumpfzisch zerwühlte Wuschel  
Pümpftich verlümpfte Pfümmel  
Lümpfisch zermüpfte Strümpfe  
Zünftig werwünschte Schlümpel  
Zünftig verfünschte Pflümsche  
Wünschich verfünschte Plündel  
Fimfzich verschnüpfte Lüpfer  
Fiffti verschlipste Schlümpel  
Lünstisch zermümpfte Pflümpel  
Schünzig verfünschte Schlümpfer  
Fümpfzich versumpfte Mümpel  
Flünzig verschlumpfte Wümpfer  
Mümpfisch verschnufte Schlumpfe  
Zünzig verschnüftige Müllpel

Fünzich hühlümpische Münchel  
Süffig verplümschte Schlünche  
Sülzich parfümte Schlümpsche  
Müpfich verschlüpste Zümpfel  
Lünkisch verslümschte Schlünze  
Münzich verfülmte Schlümsche  
Schlülmpsig erwünste Chlümpe  
Fünzig verschlümschte Slümpe  
Pfünfzig verflüchste Plümpfe  
Plünzig verschrumpfte Wünzel  
Plümpich gestülzte Rümpümpel  
Lünzich verfülzte Schlüschel  
Fünfviech vermünschte Sümpel  
Wüllnich verpülzte Schlümpse  
Fünftig leerwünschte Schümpel  
Fünzig vernümpftige Wünsche

### Fernsehfreier Abend

Gestern abend kam ein Wind auf  
der fuhr durchs Haus  
alle Fenster standen ja offen  
es war so schwül gewesen  
das war vielleicht ein Wind  
und vorher war es so heiß  
gewesen, unerträglich heiß  
aber dann dieser Wind  
wir mußten schnell die Fenster schließen  
es herrschte ein ganz schrecklicher  
Durchzug, die Vorhänge wehten  
in den Raum, und ach, wie rauschte  
es draußen, wir sahen im Winde  
die Bäume sich wiegen, berauschend  
umwehten die Winde den Wald  
beinahe war es zu laut, die Kinder

erschrecken in ihren Betten, wir  
setzten uns zu ihnen, der Vater zur Tochter  
die Mutter zum Sohn in der Dunkelheit  
»Gibt es Gewitter?« Wie wohl war uns allen  
in der Windstille des Zimmers, der Wind  
zerrte zornig an den Kunststoffrolläden  
Beherzt schliefen wir ein in dieser Nacht.

## Wochenplan

Sonntags bei Kaffee und Kuchen  
brüte ich über brotloser Kunst.  
Montags kümmere ich mich  
um gelegte Eier  
und zwinge blinde Hühner  
zu ihrem Glück. Dienstags  
predige ich tauben Ohren,  
werfe Perlen vor die Säue  
und kaufe sackweise Katzen.  
Mittwochs stürm ich ins Fundbüro,  
nehme drei Zeitstufen auf einmal  
und streite um eines Kaisers Bart.  
Tags darauf tanze ich allen entgegen  
dem autoritären Uhrzeigersinn.  
Am Freitag erhitze ich einen Stein  
und trockne auf ihm zwölf Tropfen  
stündlich, während ich unterdessen  
Sekundenbruchteile kitte.  
So spare ich unermesslich.  
Am Wochenende mache ich  
mit der totgeschlagenen Zeit  
und abgestorbenen Buchstaben  
Wiederbelebungsversuche.  
Denn das Zwecklose  
hat mich schon immer gereizt.

## Seeboden

Nach tagelangen naßforschen Gängen  
durch tiefhängende Nockenwolken  
endlich das planlose Totschlagen  
der plötzlich freigewordenen Zeit  
im alpinösen Freibad am See,  
den Konsalik zwischen fettigen Fingern  
bei wiedergeöffneten Eustachischen Röhren,  
im Visier das Aufsehen erregende  
Weichbild eines weiblichen Bleicharschs,  
und da fällt, hoffentlich dissonanzversichert,  
dir die eine, nein andre Verstopfung ein  
du denkst an Vergaser, Straßen, Abflüsse  
und an die virtuose Stopftechnik  
des Wiener Hornisten in der Stiftskirche,  
da scheitern neben dir kläglich Versuche  
austauschbarer Holländer, Gesundheitsformeln  
jausenstationärer Höhenmagie  
einzudeutschen, ein umkleidesack-  
rubbelnder Ulmer vollendet hingegen  
glücklich sein Tauschgeschäft,  
du fliehst zum Urquell, Grüß Gott,  
Sie Wirklicher Schreibrat, ruft  
der österreichische Präsenzdienner, der  
dich erkennt, oder sagte er: Sie  
Schicklicher Wirkschrat? Tiefe Gedanken  
mit Blick auf den See, eine Fliege  
versinkt sanft in der Tiefe des Schaums.

Die Notwendigkeit, bibbernd  
zusammenzurücken (1984)

## Überlegung in der Nähe von Bad Nauheim

Günter Eich  
wußte ganz sicher  
von zwei Lesern  
seiner Gedichte.  
Eine stolze  
Hochrechnung.

Ich selbst komme  
bei dieser Kalkulation  
auf so gut wie  
keinen.

Wer schriebe aber  
seine wichtigsten Verse  
während er schreibt  
für fremde Augen?

Die Worte wollen einfach  
hingeschrieben sein  
damit sie da sind.  
Für wen auch immer.

Ach, Saloniki!

## Sammeln, Leiden

in Brombeerhecken  
pflücke ich den September  
die Finger laufen  
lila an, Dornen-  
gestrüpp löst  
Schnürsenkel, Reißaus  
nehmen Hosenbeine

auf dem Hochstand die Jury  
wirft vorbeugend luft-  
undurchlässige Einmachhäute  
Fleischwölfe und Pressen-  
vorsätze ins Tiefe

sie feuert mich an, ich brenne  
vor Brombeergeiz, ach  
mein Kreuz, verraten, verraten  
werd ich den Nachbarn nichts  
die tags in Normelementen  
sich fahrn durch schütteres Haar  
trocknen Augs

zwischen den Fingern  
zerfließen Blutminuten  
köstlich gewesene  
Zellwände platzen  
der Fruchtzucker klebt  
kühl in den Poren

droben den Herren  
der Schöpfung entfallen  
Schirme jetzt, auch Brote  
(Haltbarkeitsdatum überschritten)

im Bücken glücken  
mir Reimwörter  
die unwiederbringlich  
ins Strauchwerk rollen:  
zu Erde werdende Wohllaute

da knattern die Sachverständigen  
durch die Lüfte davon  
endlich sind wir soweit  
und gehen aufrecht nach Hause  
wo wir alles  
verarbeiten und beschriften

## Straßen

Straßen in Stralsund  
Straßen holterdipolter  
fließende Heraklitstraßen  
Lustgruftstraßen  
Straßen die zu beten vergaßen  
oder wenn Sie dies nicht glauben  
Straßen nach Kevelaer

Straßen außen hui  
Straßen in das innere Inntal

Straßen die auf dem besten Wege sind  
Straßen aus dem Ärmelkanal geschüttelt  
in Geld schwimmende Straßen  
Heiner-Geldhoff-Straßen

»Als-Hans-Arp-starb«-Straßen  
Straßen aus Tausendundeiner Nacht  
»Mein-Kampf«-Straßen

»Er-führet-mich-auf-rechter-Straße«-Straßen  
Dampfwalzenstraßen  
Straßen versalzen

»O-Haupt-voll-Blut-und-Wunden«-Hauptstraßen  
Straßen menschenleer: wie Weihnachten  
Niemandlandstraßen  
Einsamstraßen  
Zweibeinstraßen  
zwei Straßen morgens mit etwas Wasser

Straßen zum Einkaufen zum Absaufen  
Kriegsspielstraßen  
Teerstraßen, d.h. zugegebenermaßen Militär-  
Straßen säubern und peinigern: omohexuschnell

Traumstraßen unbefahrbar  
mit denen nicht zu spaßen ist  
kaum wahrzunehmen  
ihre sanften Schlaglöcher  
zartneckig treibend  
in die transzendente Leere

Straßen in welscher Richtung  
»Wir-feiern-Friederike-Mayröcker«-Straszen  
Straßen auf denen Dichtungen verloren gehen  
autorfreie Straßen  
Straßen getrennt von Fisch und Fett  
o Straßen, Straßen, o Freude zu entkommen

### Geradewegs

Auf dieser Landstraße am Niederrhein  
gehn auseinander wir, ich seh dich noch  
in deinem Wagen in den Horizont entschwinden  
als roter Punkt in kalter, toter Sonne.

Man muß die Menschen sehen, wie sie schwinden.  
Uns bleibt als kürzeste Verbindung zwischen Punkten  
das Bild des einen von dem andern in der Seele.  
Wie bald ist alles in der Niederung versunken!

### Como en el cielo

Schön und reizvoll ist es  
in der Fremde zu sein  
anonym neugierig verwundert  
aber um wievieles herrlicher  
die Gewohnheit  
nach Hause zu kommen  
erzählen zuhören essen  
trinken spielen singen  
reparieren zu können  
fernsehen meinetwegen  
ich kenne euch  
ihr kennt mich  
wir reden offen  
in geschlossenen Räumen  
aber fast täglich  
gehen wir schweigend  
auf freies Feld  
atmen tief  
ohne Angst kehren wir heim  
da sind wir  
einfach da  
unleugbar wie Steine und Bäume  
und der berühmte Dichter in Buenos Aires  
vor der Gittertür seines Gartens  
in aller Schlichtheit.

Als wir einmal Äpfel  
pflücken wollten (1985)

## Verwandtschaft

Der schwerhörigen  
Tante Christiane  
mußte ich alles ins Ohr brüllen.  
Das war ein Spaß!  
Ich mußte mich etwas anstrengen,  
schwätzte nicht,  
setzte die Worte knapp, klar  
und konzentriert.  
Die Tante verstand.

Dies zu dem Entstehen  
von ersten Gedichten.

## Biblische Zehnzucht

geböte mir Schweigen in Ehrfurcht  
aber schon steht der irrealer Umlaut da  
und los geht's:

als ich acht war durfte ich  
nicht auf die Kirmes  
als ich neun war durfte ich  
nicht Fix & Foxi lesen  
als ich zehn war durfte ich  
nicht auf den Fußballplatz  
als ich elf war durfte ich  
nicht Skat spielen  
als ich zwölf war durfte ich  
keine Nietenhosen tragen  
als ich dreizehn war durften  
an die Schuhabsätze keine Eisenplättchen

als ich vierzehn war durfte ich  
nicht ins Kino gehen  
als ich fünfzehn war durfte ich  
keinen Rundschnitt tragen  
als ich sechzehn war durfte ich  
nicht zur Tanzschule  
als ich siebzehn war durfte ich  
nicht die Chris-Howland-Hitparade hören

damit nicht genug  
heute darf mein Sohn das alles  
aber er will nichts  
von alledem wissen  
sondern immer nur fernsehn  
und jetzt sagen Sie mal NEIN  
wenn Sie in seine Augen sehn  
: voller Sehnsucht

### Besitzverteilung

Bevor ich  
mein großes Geschäft  
verrichte / verriegle  
ich sorgsam die Tür  
– meine rechte Hand  
ein routinierter Schließmuskel –  
lasse mich nieder  
zur Sitzung der AG  
Druck und Papier  
lese was Sándor Ferenczi  
zur Ontogenie des Geldinteresses  
schon 1914 geschrieben  
und beschließe koprophil  
berauscht mein VerLUSTgeschäft.

## Europa

wo ich es nicht vermutet hätte:  
als ich magenleidend  
nach neuen Tabletten griff,  
las ich den tröstlichen Hinweis:  
Bitte Packungsbeilage  
(mit Dosierungsvorschriften auch  
in griechischer, italienischer,  
serbokroatischer, spanischer  
und türkischer Sprache)  
beachten!  
So viele lohnabhängige Magenschleimhäute  
entzündet! Und meine eine von Tausenden ...  
Nun werfe mir niemand mehr vor  
ein gestörtes Verhältnis  
zur internationalen Arbeiterklasse!  
Ach, daß ich es nicht vergesse:  
Unser Medikament führt,  
wie die Arzneimittel GmbH mitteilt,  
zu langanhaltender Beschwerdefreiheit.

Tuchföhlung (1986)

## Laiweisen

O ihr zeiteinteilenden Zeilen, ihr pfeileiligen  
Seilheinzeln, schleifsteinige Beileigene, ihr leisen,  
weichspeienden Schmeißfeigen, weibtreibende Beileib-  
schmeicheleien, ihr schreibbeinigen Leihwaisen,  
eitel Heil Herbeizweifelnde, ihr seid so frei!

## Lehrbrief

Ich bin in keinem Verein,  
schreibt Thomas, Eigenbrötler  
sagen die Leute zu mir, auch  
Sonderling, zur Kirche gehe ich,  
ja, zum Schützenfest? Um  
Gottes willen, nein, Ungeselligkeit  
wirft man mir vor und ich lache  
stolz über ihre verschworene Gemeinschaft  
ich meine verlorene, wo keiner  
den andern läßt aus der Kontrolle  
(der Umklammerung), wo sie  
auf Brüderschaft trinken, im Kuß  
sich voreinander ekeln, wo  
Schriftführer in der Jahreshauptversammlung  
von gelungener Mitgliederwerbung berichten,  
so daß nach dem offiziellen Teil  
alle auf Tuchfühlung gehen  
und, pausenlos grölend und schwadronierend,  
sich nichts zu sagen haben.  
Ich, schreibt Thomas,  
gehe dagegen auf Buchfühlung, grüße,  
einsamer Geselle, die verschwiegenen Brüder  
und alten Meister, in klaren Worten

verlangen sie von mir,  
nun auch das Schmale und Holprige zu loben,  
und das, was klein ist,  
einfach und still,  
schreibt Thomas.

### Schule halten

und wieder  
ganze Vormittage  
das Geschwätz  
in ganzen Sätzen

aber dann darf ich  
bis zum frühen Morgen  
stammeln, lallen, steckenbleiben,  
der Zunge freien Lauf lassen,  
mundfaul sein, kleinlaut,  
vor mich hin brummeln,  
Maulaffen feilhalten, Wörter  
abschneiden, die Stimme ersticken,  
reden im Schlaf

Herr Minister, ach,  
verzeihen Sie, immer häufiger  
wird mir der Morgen  
zum Mittag, zum Abend, zur Nacht

zu Hause das Lesen  
halber Sätze halbtags  
und in ganzen Nächten



Mehr Licht! Notizen  
aus der Provence (1987)

Mehr Licht! ist das andere deutsche Zitat im »Petit Larousse«, sagte ich und stieß die Fensterläden auf. Männlich schien die Sonne hinein, ließ den Teppichboden leuchten, sie drehte sich zur Wand. Auf dem Tisch lag die Ansichtskarte mit dem Lavendelhimmel, schöne Lilalüge, hatte ich gedacht; die Täuschung muß nur großartig genug sein, dann ist sie keine mehr. Aber dann in der Dämmerung nach dem grünen Regen hatte der Himmel wirklich so ausgesehen, Kleingläubiger! Während ich, jetzt blinzelte sie herüber, auf die Postkarte Unwahrheiten, d.h. Schönfärbisches über römische Dörfer schrieb, damit sich in der Heimat bewundernd keiner mehr auskenne, dachte ich zwischen den Zeilen: Schreiben ist nichts als eine besonders listige Form des Verschweigens.

Nachts Regen, klingelte es in der Klimaanlage. Drei alte Frauen saßen in der offenen Garage, die mittlere trug schwarz und grüßte. A. verlor ihren Schal, und zwei Stunden später flatterte uns aus Kinderhand etwas Blaues entgegen. Das Mädchen bekam einen Franken. Vom Friedhof der Blick auf Roussillon: c'est la vie! Jetzt haben sie hier auch eine Apotheke. Als wir an ihr vorübergingen, buchstabierte jemand auf der Türschwelle in den Laden hinein die drei Wörter: Man spricht deutsch. Ostern fiel in diesem Jahr noch in den März.

Das Vergnügen, draußen zu sein, die leeren dunkelgrünen Flaschen hinter sich ins Hellgrüne zu werfen; die Schritte im Kies. Am Morgen der alte Wunsch, an der Oberfläche

der Dinge zu bleiben, nicht zu tief ins Innere, ins Eigentliche zu sinken, wo alles unwegsam ist, schroff und wortlos. Da kommen die Fabeltiere zu Hilfe, die Grille und die Ameise, Frösche und Fledermäuse ließen sich in Räume, in Reime einfangen. Der Wind wehte von den Alpiden herüber, blättere in meinem Notizbuch vorwärts ins Leere. Vous desirez, monsieur? Die Ruhe im Licht. C'est tout? Das ist alles. Zwischenruf aus dem blauen Schatten: Zypressen, ihr seid mir schöne Taugenichtse! Und so empfindlich! Dagegen die knorrigen, häßlichen Krüppel des Weinfelds dort.

Am Ortsausgang hängt hinter Draht der Speiseplan der Grundschule für vierzehn Tage, in lapidaren klaren Hauptwörtern: Rohkost, Hacksteak, Apfeltasche. Auf dem Marktplatz in Apt, am Stand von »Nature et Progrès« aß ich zum ersten Mal einen Mandelkern, den ich aus der Schale löste. Dann kaufte ich mir ein Buch der Reihe »folio junior«. Kunst sei Schönheit plus Mitleid, las ich darin. Die drei guten Restaurants in Roussillon heißen: Feental, David und Ungeheuer. Wer will, kann hier wie ein Geisteskranker tafeln. Heinrich Bernhard wollte naturgemäß. Am Oster Samstag wurde uns der Salm Davids zelebriert. In der Leere des Saals glänzten die Gläser der Abwesenden. Überall sind die Mandelbäume erblüht.

Altersforsch, der Patron Marcel Gulini; als er mich begrüßte: welche Handmuskelfraft! als er seinen Discours du Pétrol, seinen Weltwirtschaftsmonolog hielt: welch zerebrale Zirkulation! als er als letzter die Boule-Kugel warf:

welche Nervenleitungsgeschwindigkeit! Doch wenn die Leute zu häufig den Schlüssel für die Dusche holen, wettet er gegen übertriebene Hygiene. Aber, monsieur, jetzt zum Fest? D'accord, die Ostereier müssen glänzen, sagt er und hustet lachend, weil sein Weinfeld errötet. Als ich am späten Nachmittag dem trüben Badewasser entstieg und es gurgelnd abfloß, verdarb ich ihr den Appetit mit NICHTS sagenden Hauptwörtern: Ursuppe – Faulschlamm – Zellbrei. Unbeschädigt hingen (dagegen) am unteren Dorf- rand, als wir zum »Ungeheuer« hochstiegen, die Plakate der Kommunisten an der Betonstützmauer des Parkplatzes. Dem Dreiklang dieser numinosen Nomen schenkte sie Beachtung: Wirksamkeit. Erneuerung. Beständigkeit.

Jetzt sind wir hier. Der kühle Blick auf das Fliesenmuster im Café neben dem Bürgermeisteramt. Zeit gewinnen. Es ist schon zu viel passiert. Unregelmäßiges Werben um Annick. Geht sie zum Großen Frühlingsball von Carpentras? Ihre Füße in den Sandalen des Glücks. Da, in kleinen Gläsern die sechzehn Nuancen des Ockers. Jetzt doch der Sprung in Gedanken zur Jugendherberge von Regain. Das löchrige Gedächtnis der Dächer dort – was kümmert es dich? Es wird schon genug spekuliert. Du hast das Orts- schild fotografiert? Jeder Name bedeutet etwas, auch wenn er am Ende durchgestrichen wird. Regelmäßiges Sterben in den Skandalen des Glücks.

Vor vielen Jahren war Wolfgang Bächler, Dichter der Zypressen, der Depressionen, Traumprotokollant (»Ecrivêveur«) aus Pastis und Paris, in Saint-Saturnin

d'Apt, und er fand ein halb verfallenes, verlassenes Bergdorf vor, wo im dunklen Bistro abgeheuerte Seeleute aus Marseille vor ihrem Anisschnaps saßen; Eisstücke schmolzen ins Milchige. Ich dagegen sah einen Ort der Reanimation, der Wiederbelebung, mit vielen Plätzen und schmucklosen alten Häusern, denen die Gardinen von außen vor den Fenstern hingen. Die ersten Kirschblüten in der Ebene vorm Lubéron. Aber ich will eigentlich gar nicht zurück zur Natur, dachte ich nervös. Aus den »Letzten Informationen« erfuhren wir, daß der Franc soeben abgewertet worden war. Péage, Zahlemann und Söhne, das ist es. Und dann kommt einer daher und erklärt, nicht der Mensch sei das Maß aller Dinge, sondern es sei genau umgekehrt. Mein Mistelgewächs im Baum der Erkenntnis.

Thoreau, den ich früher für einen Franzosen gehalten hatte, kam mir, während wir in Roussillon Tag für Tag lange gingen auf und ab (Warum gibt es hier keine rue Godot?), in den Sinn, und zwar die Stelle aus dem Essay »Walking«, wo er sich Gedanken macht über die Herkunft des Verbs »to saunter« (umherschlendern); das er wunderbar abgeleitet findet von »müßigen Menschen, die im Mittelalter über Land zogen und um Almosen baten unter dem Vorwand, sie gingen à la Sainte Terre«, zum Heiligen Land, bis die Kinder riefen: »Da geht ein Sainte-Terrer«, ein Heiliger Landser. Es gebe auch Leute, die das Wort von »sans terre«, ohne Land oder Zuhause, ableiteten. Henry David Thoreau hielt die erste Erklärung für die richtigere. Jede Wanderung galt ihm »als eine Art von Kreuzzug, zu dem uns eine innere, heilige Stimme aufruft«. Eben diese Passage hatte der alte Mann aus Wilflingen, zahllose Franzosen verehren ihn, und um wieviele jünger ist er als so mancher Nachgeborener, in einem seiner letzten Bücher zitiert, und

wahrscheinlich war sie mir deswegen eingefallen. Der Weg ist das Ziel, ja, aber manchmal möchte ich mich nach all dem Schlendrian still verkriechen.

Blick des Flaneurs am Abend in fremdes Wohnen, Holzleuchten, Treppenschwindel und pantomimische Kleinkunst. Weiter half da nur der Neid, die Jalousie. Draußen im Maquis die steinerne Nacht in fensterlosen Bories, dunkle Unterkunft des Gestrigen, des Ewigen, das hin und wieder zusammenbricht und zum Beispiel bei Gordes gegen 5 Francs, neu aufgeschichtet, besichtigt werden kann. Village noir. Ins Dunkel tauchen, ins Schwarze, entkommen den Aufhellern, den Dieben der Nacht.

Mon dieu! bellt der Bar-Tabac-Patron wieder und wieder ins Dunkel seines Cafés, ins Sonnenhundige seiner Gäste draußen, die Platz genommen haben, mon dieu qu'il est beau au soleil, Zitat Ende. Vom Hubschrauber aus kannst du hunderte blaue Flecken sehen, aber es gibt in der ganzen Gegend kaum ein öffentliches Schwimmbad, sagte der Maurer in seinem fleckigen Blaumann. Hier gehört alles den Parisern und mehr und mehr den Deutschen, sagte der Deutsche, der hier Arbeit gefunden hat und Sonne im dritten Dritthäuserrenovierungsjahr. Immobilienverwalter, Alarmanlagenhändler, Bauunternehmer, das sind die Berufe der Gegenwart. Und Vandalismus, sagte er. Dreizehn deutsche Autos bei Gordes in Brand gesteckt. Attention! Chien bizarre! Ein Airedale-Terrier schüttelte sich locker vom Ocker frei, und alle Leute auf ihren roten, beigen und weißen Place-de-la-Mairie-Stühlen kamen auf den Hund

zu sprechen. Und schneller öffneten sich die Flaschen zwischen den Beinen der Bedienung. Dann machten wir wieder die Rechnung mit dem Wirt, der die runden Summen liebt. Wie schwer ihm das Zusammenzählen fällt! Das Reine des Rechnerischen, kam mir in den Sinn, und ach, das Unreine des Schreibens.



Vom Glück des Ungehorsams.  
Die Lebensgeschichte des  
Henry David Thoreau (1989)

## Walden oder Leben in den Wäldern

Thoreau zählt zu der Minderheit von Menschen, die sich mit der Welt, so wie sie ist, nicht von vornherein arrangieren, sondern sich erlauben, Fragen zu stellen: ein Unangepaßter, ein Oppositioneller, ein geborener Protestant. Viele seiner paradoxen Aussagen hat man als rhetorische Tricks entlarven wollen (auch Emerson beklagte ja dieses Verfahren), aber nicht wenige Maximen hat Thoreau in die Tat umgesetzt. Das biblische Gebot: »Sechs Tage sollst du arbeiten ...« kehrte er einfach um! Tatsächlich reichte ihm ein Tag fremdbestimmter Gelegenheitsarbeit pro Woche, genügten ihm dreißig bis vierzig Arbeitstage im Jahr; im übrigen nahm er sich »das Leben«, nahm er sich seine Zeit, ließ sie sich nicht von den Herrgöttern Ehrgeiz, Machtstreben, Gewinnsucht stehlen.

Selten finden wir in der Geistesgeschichte Männer (Frauen übrigens häufiger), deren Denken und Handeln kongruent waren, deren Schreiben und Leben übereinstimmten. Thoreau ist einer der wenigen, die die Konsequenzen gezogen haben: »Ich zog in die Wälder, weil mir daran lag, mit Bedacht zu leben, mich nur mit den wesentlichen Dingen des Lebens auseinanderzusetzen, um zu sehen, ob ich nicht lernen könnte, was es mich zu lehren hatte, um nicht, wenn es ans Sterben ginge, entdecken zu müssen, nicht gelebt zu haben.«

»Mit Bedacht« hatte Thoreau – er war achtundzwanzig Jahre alt – den Zeitpunkt seines Umzugs gewählt: 4. Juli, Tag der Unabhängigkeit.

Reformen, Veränderungen müssen konkret beim einzelnen anfangen, gesellschaftliche Großkampagnen sind erfolglos, so seine Überzeugung. In aller Ruhe hatte sich Thoreau in der ersten Jahreshälfte 1845, bloß zwei Meilen von Concord entfernt, am Waldensee eine Blockhütte errichtet. Das Grundstück gehörte Emerson, der es erworben hatte, um

einen schönen Waldbestand vor profitabler Rodung zu retten.

Gut zwei Jahre sollte Thoreau hier verbringen. Endlich kam er dazu, die Reise mit seinem Bruder (damals auf den Flüssen) zu Papier zu bringen. Rund um die Uhr – falsch: er ließ sich ja seine Zeit nicht durch das Ticken einer Uhr »zerzagen« – konnte er Tage- und Nachtbücher mit Beobachtungen und Einsichten füllen.

Für viele Menschen in unserem Jahrhundert – das vorherige nahm nur geringe Notiz von diesem amerikanischen Diogenes – ist sein erst sieben Jahre nach dem Hüttenaufenthalt erschienen Hauptwerk *Walden oder Leben in den Wäldern* eine Quelle geistiger Erneuerung und Besinnung geworden. Dieses lebensbejahende, die »stille Verzweiflung« und Resignation der meisten Menschen bekämpfende Buch, das voll unbequemer Wahrheiten steckt und im Grunde doch so menschenfreundlich ist, muß man gelesen haben – ich scheue diese abgenutzte Empfehlungsformel nicht!

Allerdings, so Thoreau, hat er das Buch nicht für kräftige, selbstbewußte Naturen geschrieben, nicht für die, die genau wissen, was sie zur Zeit tun, vielleicht sogar an der Gegenwart mit Zärtlichkeit und Liebe Anteil nehmen (zu denen rechnete sich Thoreau selbst!), sondern: »Nur zu der Masse jener Menschen spreche ich, die unzufrieden sind und sich vergeblich über die Härte des Schicksals oder der Zeiten beklagen, während sie beides doch verbessern könnten ... Ferner denke ich an die scheinbar wohlhabende, aber im Grunde allerärmste Gruppe unter uns: die bemitleidenswerten Menschen, welche teuersten Plunder angehäuft haben und nicht wissen, wie sie ihn gebrauchen oder wieder loswerden sollen, und die sich damit selbst ihre goldenen oder silbernen Ketten schmiedeten.«

Der Walden-Wohnsitz war durchaus ein fester, auch war Thoreau nicht von der Außenwelt abgeschnitten: Die Dampfeisenbahn keuchte und piff in unmittelbarer Nähe

vorüber, die Landstraße Lincoln–Concord war in Sichtweite; Freunde, Farmer, Neugierige kamen häufig zu Besuch, und er selbst ging regelmäßig, meist über die Bahngeleise, heim ins Städtchen, nahm weiterhin die großzügigen Einladungen Emersons zum Dinner an und aß Mutter Cynthias famose Apfeltorte. Auch der Weise, so hatte schon Diogenes gelehrt, ißt Kuchen, wenn er ihn nur ebensogut entbehren kann. Einmal unterbrach Thoreau sein »Experiment« sogar für eine vierzehntägige Reise in die Wälder von Maine.

Viele Trapper, Jäger und Freibeuter an der Grenze hatten damals gewiß mehr Abenteuer zu bestehen. Diese »wandernde« Grenze war der jeweils äußerste besiedelte Westen; erst 1890 war die Ost-West-Verbindung lückenlos. Grenzer waren jene zähen, unabhängigen Gestalten, die in ihrem Freiheitsdrang mit der Aussicht auf spottbilligen Bodenbesitz (1¾ Dollar pro Morgen, später gar kostenlos) im Umgang mit den Indianern, das heißt bei ihrer gnadenlosen, zumeist illegalen Vertreibung, aber auch untereinander nicht zimperlich waren; es herrschte das rücksichtslose Gesetz des Stärkeren, Schlauerer, Schnelleren – und dies besonders kraß, als mit Goldfunden eine neue »Grenzsituation« eintrat.

Massachusetts war dagegen kaum mehr eine unerschlossene Wildnis – Thoreau beteiligte sich ja selbst an dieser Kultivierung und »Eingemeindung«, seine sichere Einschätzung von Entfernungen, sein intuitiver Sinn für Maß und Zahl machten ihn zu einem beehrten Landvermesser.

Thoreau war, was *Walden* angeht, nicht etwa der ganz andere, der Alternative, der wie ein Exot angestarrt wurde; er war ein Yankee wie die anderen auch, ein ganzer Kerl, der sein Schicksal selbst bestimmte, der sich in (allerdings freiwilliger) Genügsamkeit, ausgestattet mit dem Notwendigsten (einem Messer, einer – geliehenen! – Axt), in der Natur zu behaupten, ja, sie auf seiner Seite wußte. An den heiligen

Franz erinnert es uns, wenn wir von Thoreaus persönlichem Verhältnis zu den Pflanzen und Tieren lesen; dem stundenlang ausharrenden Beobachter näherten sich Bismarcken, Eichhörnchen und Falken schließlich voller Zutrauen; Fische schwammen ihm in die Hand.

Besonders die Murmeltiere taten's ihm an – er akzeptierte ihre älteren Wohnrechte, aber als sie es gar zu toll trieben und sein Bohnenfeld ruinierten, wehrte er sich in bemerkenswerter Eskalation. Zunächst fing er den Sippenältesten in einer Falle, erteilte ihm eine strenge Lektion – und ließ ihn wieder frei. Als diese Maßnahme nichts fruchtete, stellte er ihm erneut eine Falle und verschleppte ihn zwei Meilen weiter. Keine Lösung fürwahr, sondern individuelle Verlagerung des Problems. Wahrscheinlich machte der Farmer in jener Gegend mit dem nimmersatten Vertriebenen kurzen Prozeß; Thoreau freilich hatte seit langem das Gewehr (und auch die Angelrute) beiseite gelegt.

Einmal ließ er sich dann doch zu blutiger Rache hinreißen, schlachtete das Murmeltier, das sein Bohnenfeld verwüstet hatte, und verspeiste es, trotz seines moschusartigen Geschmacks, mit großem Genuß.

Seine Nahrung bestand ansonsten aus Roggen- und Maischrot, Kartoffeln, Reis, Heidelbeeren und sehr wenig gesalzenem Schweinefleisch. Sein Süßstoff war selbstabgezapfter Ahornsirup.

Einige Skeptiker glaubten nicht, daß er allein von Pflanzenkost leben könne. Thoreau stieß die Fragesteller vor das Brett ihres Kopfes: Er könne von Bretternägeln leben. Ein Farmer hielt ihm vor, die Pflanzenkost tue nichts für den Knochenbau, »und während er mir alles erklärt, läuft er hinter seinen Ochsen her, die mit ihren vegetarisch aufgebauten Knochen ihn mitsamt seinem rumpelnden Pflug über alle Hindernisse hinwegziehen.«

Einfachheit! Einfachheit! Einfachheit! so Thoreaus Devise, mit diesem Ausruf gleichzeitig beweisend, daß manchmal

das Einfache dreifach gesagt werden muß, um es neu zur Geltung zu bringen.

In Thoreaus Hütte gab es drei Stühle, »einen für die Einsamkeit, zwei für die Freundschaft, drei für Gesellschaft«. Und dies der Rest seiner Einrichtung: Bett, Tisch, Pult, Spiegel, Feuerzange, Topf, Kessel, Pfanne, Schöpflöffel, Waschschüssel, zwei Messer und Gabeln, drei Teller, ein Becher, ein Löffel, ein Sirup und ein Ölkrug, eine lackierte japanische Lampe. Diogenes warf sogar, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah, seinen Becher fort, schreibt Thoreau in sein Tagebuch.

Mit jeder Verringerung der Bedürfnisse sah er das Maß seiner Freiheit wachsen. Er kehrte dem bürgerlichen Dasein den Rücken, nicht um Buße zu tun und sich auf ein besseres Jenseits vorzubereiten; im Unterschied zu Schopenhauer, zu fernöstlichen Weisheitslehren – und wie gerne las er die erhabenen Gesänge der Bhagavadgita –, liebte er ja dieses Leben, hätte er bedauert, nicht geboren zu sein, nicht an den Feiern der Natur, an ihren ewigen Sonntagen teilgenommen zu haben. Hier am Waldensee war ihm der »Trunk unverdünnter Morgenluft« vergönnt, träumte der stille Genießer manchmal bis weit in den Mittag auf der sonnigen Türschwelle inmitten von Kiefern, Hickory- und Sumachbäumen, labte er sich an köstlichen Abenden, wenn sein Körper »Wonne saugt durch jede Pore« und das Echo seines Flötenspiels ihn in das Glück der Kindheit zurücktrug, sein gegenwärtiges vervielfältigend.

Idyllische Töne, gewiß – aber *Walden* ist alles andere als ein Poesiealbum mit Glanzbildern. Die Verhältnisse, sie sind nicht so, das wußte auch Concord's »only man of leisure«, Concord's einziger Müßiggänger. Aus der Distanz seiner Hütte heraus kritisierte er die Eitelkeit der Menschen und ihren krankhaften Ehrgeiz, mit dem sie Paläste bauten, Pyramiden und Großbanken, um »ihr Andenken durch einen Haufen behauener Steine zu verewigen«. Krieg solchen Palästen! Friede den Hütten!

Dabei ließ Thoreau weder die Großkopfigen, die Wichtig-tuer dieser Welt ungeschoren, die Pharaonen da oben, die Päpste und Präsidenten, noch die Selbstausbeuter da unten, die bereit sind, sich selbst lebendig zu begraben, und sich in finanzielle und moralische Zwangsjacken stecken lassen. Wie Diogenes in seiner Tonne war Thoreau niemandem untertan, gehorsam einzig dem Eigensinn.

Gegenüber selbsternannten prophetischen Reformern und Erlösern war er mißtrauisch – die wollten nur ihre eigenen Übel kurieren und hätten »die Menschen mehr in ihrer Angst getröstet als in ihrer Hoffnung bestärkt«. Die Misere vieler Leute, die elende Lage der irischen Eisenbahnarbeiter, die für einen Hungerlohn sechzehn Stunden am Tag schufteten und in »Schweinställen« hausten, sei nicht mit Güte und Almosen zu ändern. Thoreau setzte auf die Selbstheilkräfte, auf Eigeninitiative. Falls die »guten Onkel und Tanten des Menschengeschlechts« ihn aufsuchen sollten, um ihm eine Wohltat zu erweisen, würde er davonlaufen, so schnell ihn seine Füße trügen.



Waffelbruch oder Was allen  
in die Kindheit scheint (1996)

## Aus dem Nachwort

Als plötzlich die eigene Jugendzeit auf mich wie der Lebensabschnitt eines Anderen wirkte, schrieb ich, erschrocken, nieder, was mir »von früher« spontan einfiel, schrieb ich um mein (untergehendes) Leben, das schwache Gedächtnis raffte zusammen, was es »auf der Suche nach der verlorenen Zeit« erhaschen konnte.

Ein untrügliches Zeichen dafür, daß ich auf der richtigen Spur war, daß das Fischen im Drüben des gelebten Lebens Erfolg versprach, war das Gefühl von Genugtuung, das sich immer dann einstellte, wenn die jeweilige Kindheitsfacette ins Vergessen abgesunken schien und unerwartet und seltsam verwandelt, von unwillkürlichen Assoziationskräften aufgetrieben, ins Schriftlich-Gegenwärtige gerettet wurde. Die Geheimnisse des Ewiggestrigen lockten mich mehr und mehr. Da fand ich bei Roland Barthes in *Über mich selbst* Erinnerungsfragmente, die ihm um so mitteilenswerter erschienen, je knapper sie über der Vergessensgrenze lagen, je mehr sie sich dem Bedeutungslosen näherten, kurz, je matter sie waren.

Jetzt glaubte ich zu begreifen, auf welche Weise ich das Allerprivateste aufschreiben und doch den »Anderen« etwas über sie selbst sagen konnte. Die österreichische Zeitschrift *protokolle* veröffentlichte 1982 unter dem Titel »Matte Anamnesen« eine Erstfassung (als »Ersterrungenschaft«). Doch allmählich begann mir die poetologische Vorschrift von Monsieur Barthes zu mißfallen: ein Erinnerungsmosaik aus lauter Mattigkeitspartikeln war mir nun auch nicht mehr recht, und ich erlaubte mir Farbtupfer, Pointierungen, Spielerisches, sofern das Authentische bewahrt blieb und der Kunstverstand sich nicht vom Diener zum Herrn machte.

Humor, ja, aber keinen Schwank aus der Jugend! Verschmerztes, durchaus, aber keine Trauerarbeit! Existenzhellung, ja, aber keine ereignislogischen Zusammenhänge darstellen wollen, keine retrospektive Besserwisseri!

Ich sprach von dem Gefühl der Genugtuung. Doch dieser Ausdruck ist nicht deutlich genug. In einem Grimmschen Märchen werden Diebe, in fröhlicher Komplizenschaft des Erzählers, bezeichnet als »Kerle, die forttragen, was nicht mitgehen will, und die Dinge finden, ehe sie verloren sind«. Auch ich empfand oft ein diebisches Vergnügen dabei, die tausend Dinge, die mir fremd geworden waren, in ihrer jetzigen Form aufzufinden und fortzutragen, ehe sie verloren sind. Sie aufzubewahren an einem säurefreien Ort, wo sie sicher sein würden, vorläufig, fürs erste.

Ein befreundeter Kollege, Ralf Thenior, war auf eine ähnliche Idee gekommen und hatte Notizen zusammengestellt, die alle mit den Worten begannen: Ich erinnere mich. Später fiel mir ein Buch von Georges Perec in die Hände (*Je me souviens*), der dieses Verfahren, das mir zu monoton war, ebenfalls anwandte. Perec hatte die additive Methode seinerseits bei Joe Brainard (*I Remember*) entdeckt.

Waren wir, um mich da einzureihen, einfach nur zu faul, die anstrengende Arbeit zusammenhängender autobiographischer Prosa zu leisten? Nun, was mich betrifft – einige Erzählversuche über die Kindheit unternahm ich in der Tat. Zum Beispiel beschrieb ich den Besuch der Bibelstunde. Die Kirmeslust auf der Raupe. Die schaurige Schulzeit in Duisburg-Meiderich. Ich porträtierte die geliebte Großmutter. Doch ich hatte von jeher Schwierigkeiten, mit den Hausaufgaben fertig zu werden. Und so ist aus mir ja auch kein Schneider geworden (wie der Großvater) und kein Textilkaufmann (wie der Vater), sondern ein pädagogischer und poetischer Fetzenhändler, auf den das »gut Betuchte« wortwörtlich keine Anziehungskraft hatte und den der Widerspruch im Elternhaus, altmodisch (gegen das

»Weltliche« gerichtet) leben zu sollen und das Modische verkaufen zu wollen, noch lange verwirrt.  
Aber natürlich war auch ich stets auf der Suche nach etwas Passendem, nach der richtigen Größe. So beschäftigte mich die Frage, wie bei der Aufbewahrung des Vergangenen ein allzu versöhnlicher Tonfall oder auch ein haßerfülltes Nichtvergessenkönnen zu vermeiden waren. Das Chaotische des Aneinanderreihens empfand ich daher als ehrlich genug und reizvoll zugleich, das heißt sich auf seine unverwechselbare Weise selbst hervorbringend. Obwohl im einzelnen sehr genau »recherchiert«, blieb im großen Ganzen das Diffuse, das Rätsel erhalten!  
[...]

Kafkas Hund oder Der Verwirrte im  
Sonntagsstaat. Kürzestgeschichten (2001)

## Blasse Schimmer

Meine Tante (aus Ulm) sieht Gespenster, nachts im Bett, seit Jahren. Schweigend stehen sie im Raum, verziehen keine Miene, tun ihr nichts. Meine Ulmer Tante spricht mit ihnen wie mit alten Vertrauten, ärgerlich weist sie die Störenfriede an, zu verschwinden, was sie dann auch tun, allerdings zögerlich. Das Einschalten des elektrischen Lichtes verscheucht sie vollends. In der nächsten Nacht treiben sie dann wieder ihr stummes Unwesen. Im Grunde akzeptiert meine Tante, 1920 in Ulm geboren, kein ängstlicher Mensch, die Gespenster. Auf der Nachtseite des Lebens, sage ich mir, sieht sie etwas, was ich nicht sehe, Zwischenwesen, von deren Dasein ich keinen blassen Schimmer habe. Eine Alterserscheinung, die mir mittlerweile Respekt einflößt, sage ich mir zu meinem eigenen Erstaunen. Ich bilde mir längst nicht mehr ein, der Aufgeklärtere zu sein. Die Augen der Tante, die sie bei fortgeschrittener Nacht aufschlägt, haben sich an das Spähen in der Dunkelheit gewöhnt und nehmen deutlich die Undeutlichen wahr. Einen bestimmten (männlichen) Geist erkennt sie auf Anhieb. Wird sie ihn ein einziges Mal zum Sprechen bringen? Ich habe sie dazu ermuntert, aber natürlich vergebens. Meine Tante aus Ulm ist in jeder Hinsicht widerspenstig. Die nächtlichen Besucher gehen nur mich etwas an, sagt sie, und ich verlasse mich, sagt sie, auf ihr Schweigen. Und auf ihren Gehorsam. Meine Tante schläft immer wieder ganz ruhig ein, inmitten dieser neuen, gespensterfreien Reinheit. Ich muß sie hierzu aber noch öfter befragen, das versteht sich.

### Außenputz

In L., einem Dorf, das sich dem sogenannten sanften Tourismus verschrieben hat, werden die alten metallischen Hinweistafeln, die vor den Gardinen in den Fenstern standen und schwarz auf weiß das Wort »Fremdenzimmer« trugen, durch vornehme, am Außenputz befestigte, wetterbeständige Kunststoffschilder ersetzt. Ein grünes »Gästezimmer«-Piktogrammbett lockt den Suchenden herbei, ein rotes verkündet den Aufnahmestopp. Der kaum merkliche Wandel vom Unsanften zum Sprachlosen.

### Lese ich

Lichtenberg, dies ist bekannt, läßt jemanden statt »Angenommen« immer »Agamemnon« lesen. Von Fehler-teufeln dieser Art werde auch ich oft genug gefoppt. So wird die Metrostation zur Menstruation, aus der Habichtsnase werden Habenichtse, Reminiszenzen zu Riminiszenen, Leibniz wird zum Leitzins, Lotse lese ich als Laotse. Wird ein Dirigent gesucht, lese ich: Dringend gesucht (oder war es umgekehrt?), die Mondlinie wird zur Mandoline, aus der Formeldiät wird Formaldehyd, und Wolfgang ein Walfang. Etwas Schelmisches? Nein, etwas Schlemihlisches.

### Fuzzy

Bei meinen Schülern interessiert mich nicht die Antwort von dem, der's weiß, sondern von dem, der in unsicherer

Schlußfolgerung mutmaßt. Die Annäherung im Raum des diffusen, ungefahren Irgendwie war allzu lang verunglimpft, doch allmählich geben die exakten Wissenschaften ihren Hochmut gegenüber der Unschärfe literarischer oder philosophischer Aussagen auf, die Technik selbst wagt jetzt den Schritt ins Vage und baut etwa in Waschmaschinen und Staubsauger Sensoren ein, die unscharfe Informationen aus dem komplexen Schmutz ihrer Umgebung einholen und sodann ein bestmögliches Reinigungsprogramm veranlassen. Die Informatiker sprechen von der Fuzzy-Logik. Mich hat eigentlich, um diese Notiz zu schreiben, nur das Wort Fuzzy gereizt. So heißt nämlich in der Nachbarschaft ein Hund undefinierbarer Herkunft.

#### Abschalten

Immer wieder ärgert es mich, wenn im Fernsehen und anderswo über die persönliche Karriere eines Politprominenten spekuliert wird, als sei dies in meinem Interesse. Was kümmert mich der Gesichtsverlust des einen, die Profilneurose des anderen und die Führungsschwäche des dritten. Gewiß, es ist mir nicht gleichgültig, welche (Damen und) Herren sich der Bevölkerung als staatstragende Kräfte anbieten. Aber diese ekelhafte Wichtigtuerei, dieses weinerliche Geschrei der Betroffenen, wenn sie ihre ohnehin befristete Verantwortlichkeit in Gefahr sehen, darin kräftig unterstützt von kokettierenden Moderatoren und süffisant lächelnden Journalisten, als gäbe es nichts Wichtigeres, als hä –

### Deutscher Aufsatz

Wie ich die Schüler beobachten kann, während einer Klassenarbeit, mittendrin, wenn sie noch Vertrauen haben zu ihrem eigenen Wissen, wenn die Blicke noch nicht hilfessuchend in die Nachbarschaft schweifen, wenn sie sich noch ihrer unwillkürlichen Körpersprache überlassen auf der Suche nach Lösungen, Antworten, Formulierungen: verspielt, gewunden der Jugendstil ihrer Oberkörper, Händeringen, fünfzehnjährige Altersweisheit, Köpfe hingesunken, die Blicke vergeistigt, Jugendstille, ein schöner Ernst liegt über dem Ganzen, und in dieses kopfrote Brüten und Schweigen rufe ich auf einmal, unerwartet, dramatisch laut und drohend in die Tiefe des Klassenraums hinein, *Schluss!*, rufe ich, ruckartig, bestürzt fahren die Köpfe in die Höh', *Schluss*, wiederhole ich, nunmehr im Plauderton besänftigend, *ist noch lange nicht, schreibt ruhig weiter.*

### Zwischenzeit

An der Kasse des Supermarkts. Während der Computer etwa sechs Sekunden benötigt, um meine Kreditkarte freizugeben: die automatisch verträumten Augen der Kassiererin. Eine Zwischenzeit, in der die junge Frau und nun auch ich, sie anschauend, auf einmal einfach da sind, bloß so und völlig umsonst.

### Der Kumpel

Der Kumpel («Ich hab' 40 Jahre aus'm Henkelmann gegessen!») plaudert aus der Zeit, als es in den Flözen noch keine Stahlstützen gab: »Die Fichte meldet sich, die Eiche bricht plötzlich.«

### Nachtbrief

Da ich vor dem Gesetz, dem Einkommensteuergesetz, um es genau, also ungenau zu sagen, großen Respekt habe, fahre ich spät am Abend zum Finanzamt, um noch rechtzeitig meine Unterlagen abzugeben. Nach Dienstschluß wird mich kein Türhüter erwarten, aber ich begehre ja auch keinen Einlaß – ins Innere des Amtes drängt mich nichts, den Bearbeiter meiner Erklärung möchte ich gar nicht kennenlernen. Ich lenke den Wagen quer in die lockende Leere des Parkplatzes, werfe den Umschlag (Übergröße!) in den *fristwährenden Nachtbriefkasten*, dankbar für die staatliche Langmut, und erkenne jetzt im Dunkel den schönen Glanz, den das Standlicht meines Kraftfahrzeugs ins Türglas des Gebäudes wirft.

### Eugenio M.

Ob ich mal 'ne Mark hätte, fragte mich der Ausländer kurz vor Geschäftsschluß: Auf dem Grabbeltisch vor einer wundersam altmodischen Kölner Buchhandlung fiel mir ein Gedichtband von Eugenio Montale auf – früher für

16,80 DM, jetzt tatsächlich ausgezeichnet zum Preis einer einzigen Mark. Der Dichter schreibt zum Schluß, er habe nur zu fünf Prozent gelebt, und das sei schon sehr viel. Ich fürchte, ich fürchte, an dieser Fünf-Prozent-Hürde kläglich zu scheitern.

### Die Meinigen

Ich habe immer das Vergnügen gehabt, daß sich keiner meiner Angehörigen ernsthaft für mein Schreiben interessiert. Ausnahmslos erfrischende Gleichgültigkeit. Die Familie ist mir ein poesiefreier Schonraum. Allerdings bin ich zeitweilig, sind wir beieinander, so töricht, Auge und Ohr der Meinigen für Poetisches in Worten, Bewegungen, Situationen schärfen zu wollen. Diese *Innere Mission* ist jedesmal fehlgeschlagen, ja hat immer das Gegenteil bewirkt: die Störung des natürlichen Ablaufs, woraufhin auch das Poetische sofort im Sogenannten verschwunden, die Poesie automatisch in die Pose geflüchtet ist.

### Eigenleistung

Mein Nachbar, der Maurer, hat mir einen Graben ausgehoben, denn die Abwasserrohre unseres Hauses müssen neu verlegt werden. Am Tag danach, vor der Baustelle, sagt er, er müsse lachen, wenn er mich sehe, weil ich, erst selbst versuchsweise auf dem eigenen Grund herumstochernd, für ein kleines Erdloch drei Tage, er aber für den gesamten Graben drei Stunden gebraucht habe. Diese körperliche Überlegenheit macht ihn, den Schwächtigen, mächtig

stolz. Was nützt es, mag er denken, wenn der Studierende tausend Bücher besitzt und kann doch keinen einzigen Schaden an seinem eigenen Haus beheben? Die offensichtliche Lächerlichkeit eines in praktischen Dingen lebensuntüchtigen Menschen läßt das Selbstwertgefühl des Nachbarn in die Höhe schnellen. In nur einem Drittel des pauschal vereinbarten Zeitlimits hat er die Erdarbeiten beendet und somit einen schönen Reingewinn erzielt. Der Versicherung werde ich diese Nachbarschaftshilfe als meine sogenannte Eigenleistung angeben. Ich gestehe, ich habe, den einen wie den anderen Vorgang betreffend, ein ungutes Gefühl, das der Tonfall dieser Niederschrift nur noch verstärkt.

#### Das Gelebte

Warum hasse ich die Sofortbildkamera? Ich benötige wohl eine Schonfrist, eine Wartezeit, um das Gelebte als Abgebildetes zu vertragen. Um das Vergangene schrumpfen zu lassen auf ein Stück mattes oder auch glänzendes Stück Papier. Fürs Wiedersehen bedarf es erst des Abschieds und dann einer Entwicklung der Bilder im Verborgenen.

#### Schuldienst

Schließlich war ich an dem Punkt angelangt, wo ich auf die Frage meines Schülers, warum etwas so und nicht anders gemacht werden solle, antwortete: Weil ich es sage! Verwundert blickte er mich an; tat dann, wie ihm geheißen. Ob meines guten Gewissens bei diesem Vorgang war auch ich verwundert. Tatsache ist, erklärt mir Emile Michel

Cioran, daß jede Ordnung, jede Autorität, die sich erhalten will, es nur durch eine gewisse Dunkelheit erreicht, in die sie sich hüllt, durch einen *Hauch von Heiligem*, der sie den Vielen undurchschaubar macht.

#### Im Mietshaus

Alles vergeht, sagt Buddha. Lustlos lese ich solche Allgemeinplätze. Nur der Originalwortlaut läßt mich aufmerken: *Sarvam anityam*. Und ich denke an Anita, die, bei uns im Mietshaus, damals auf der Treppe, soeben von ihrer Mutter verhauen, trotzig ausrief: Senge vergeht, Arsch besteht.

#### Erziehungsziel

Da sind Leute aus Leverkusen über tausend Kilometer gefahren, um sich mit ihrem Kleinkind täglich drei Stunden vor den Hühnerstall zu stellen. Erst beim spöttischen Aufschreiben merke ich, wie klug diese Eltern sind: Das Gegauckere und Gescharre dieser im Ausland Eingesperrten wird zu einer fremden Kostbarkeit, deren Anblick das Kind erfolgreich darüber hinwegtäuscht, daß es selber in einem solchen Laufstall leben muß.

### Die drei Einheiten

Auf der Telefonkarte sind nur noch drei Einheiten, rief sie hastig in die Sprechmuschel und noch drei, vier Sätze über das Wetter, die glückliche Ankunft, und war dann plötzlich zu früh fertig und schwieg und wußte noch vor Ablauf der Guthabenzeit nichts mehr zu sagen als: Jetzt ist gleich Schluß. Jetzt muß gleich Schluß sein.

### Einer für alle

»*Alle sind doof, außer ich*« ist auf die Wand eines Wartehäuschens geschmiert. Besser kann man den Größenwahn, der jeder öffentlichen Äußerung innewohnt, gar der schriftlichen, nicht zusammenfassen.

Landzungen. Notizen  
aus nichtigem Anlaß (2003)

Die stehende Rolltreppe, die, da sie, defekt, nicht rollt, einfach wieder Treppe wird, auf der wir das Auf- und Absteigen neu spüren, als lästige, als lustige Eigenleistung.

Die stille Verzweiflung der allermeisten Menschen will ich ihnen gerne glauben, aber müssen sie deswegen einen solchen Lärm machen? (Frage eines Verzweifelten)

Jemand heißt Brühschwein und ist mit diesem Namen alt geworden. Sein Sohn hat eine Namensänderung durchgesetzt. Er nennt sich jetzt Brühwein.

*Überschätzung der Wirkl.* – so eine Notiz bei Musil. Die Abkürzung entlarvt die gemeinte äußere Wirklichkeit als komisch, so empfinde ich es. In der Wirkl. provinzelt, werkelt und ferkelt es, da wird etwas unterdrückt, nicht gelebt. Was? Musil sagt es, indem er das Wort nicht ausschreibt: *-ichkeit*.

Nein, ich glaube nicht an den Untergang des Abendlands, solange noch Landzungen zu uns sprechen. Solange wir noch von Landzungen sprechen. Aber der Verlust der Artenvielfalt macht auch vor der Sprache nicht halt. So kennen die jungen Leute das schöne Wort *Anilitz* nicht mehr. Am Ende verlieren sie noch das Gesicht. Da helfen auch keine Visagisten.

Auf einmal wurden ihm die vertrautesten Wörter fremd, ja unheimlich: Mittwoch oder Steinheim oder Schlafanzug. Seine Rettung war dann, das Wort in der Weise seiner Heimat auszusprechen: Schlawwanzuch.

Wenn ein Stein auf ein Ei fällt – Pech für das Ei. Wenn ein Ei auf einen Stein fällt – Pech für das Ei. (Aus den »Weisheiten des Westerwalds«)

Der schöne Brief des Verlegers, in dem er bedauert, mein Manuskript nicht annehmen zu können: »Bitte antworten Sie mir nicht.«

Fast gut, die Schulnote, über die meine Mutter sich immer geärgert hat. Aber in dieser Güte minus Schönheitsfehler, in diesem Zwei minus liegt alles Geglückte des menschlichen Lebens, mehr ist nicht drin.

Da der parkende Bus, leer, draußen Wartende. Auf der Tafel im Fahrerfenster ist zu lesen: Vorgeschriebene Pause. Während ich mir das notiere, denke ich: Keine schlechte Definition dessen, was Lesende vielleicht auch bei mir finden: eine vorgeschriebene Pause.



Der löchrige Himmel.  
Erzählungen (2005)

## Anekdote zum Auswendiglernen

In der im nördlichen Rheinland-Pfalz gelegenen Kleinstadt B. hat jetzt ein Deutschlehrer, dessen eigenwillige Dienst-auffassung von vielen Schülern bewundert, gleichzeitig aber von nicht wenigen gefürchtet wird, einen neuen Einfall in die Tat umgesetzt und im Ort von sich reden gemacht, indem er die staatliche Anweisung, daß mehrmals im Schuljahr deutsche Dichtung auswendig zu lernen sei, zum Anlaß genommen hat, seine Schüler jene von dem weltberühmten österreichischen Dichter geschriebenen Anekdoten, welche, wenn nicht tödlich, in jedem Fall aber auf die entsetzlichste Weise enden, auswendig lernen zu lassen, und zwar jeden Schüler eine andere Anekdote. Mit den Worten, in der schönen Literatur gehe es heutzutage immer unschön und ungerecht zu, schlimmer als im sogenannten richtigen Leben, hatte der Lehrer seine Schüler wie in einer Lotterie ihr Textlos ziehen lassen. Nachdem die Schüler einen ersten Blick auf das von ihnen aus dem Angebotsfächer des Lehrers herausgefischte Blatt geworfen hatten, waren sie angesichts der unterschiedlichen Länge des Bedruckten entweder in Fröhlichkeit ausgebrochen oder in Flüche. Wie sich herausgestellt hat, sind nicht diejenigen Schüler, die den längeren Text erwischt hatten, an der Lernaufgabe gescheitert, nein, ausgerechnet jene Glücklichen, die den kürzeren gezogen hatten, haben am Prüfungstag die weltberühmten Sätze nicht korrekt und flüssig wiedergeben können, ganz im Gegensatz zu den Glücklosen, die, wie sie trotzig behaupteten, praktisch ohne die geringste Mühe sich den Wortlaut des Dichters hätten aneignen können und ihn auch der erstaunten Klasse auf das natürlichste vorgetragen haben. Der Deutschlehrer hat dann aber zur allgemeinen Verblüffung in B. das stotternd dargebotene, flüchtig und also mangelhaft Auswendiggelernte der von der Textlotterie Begünstigten als *sehr gut* bezeichnet, immer wieder dagegen die doch hervorragende Leistung jener zu umfänglichem,

anspruchsvollem Memorieren genötigten Schüler als, so wörtlich, *ungenügend*.

## Der Hausmeister

Der wichtigste Mann in der Schule ist der Hausmeister. Selbst der Direktor ist bloß ein primus inter pares, der Rang seiner Singularität ist bedeutend geringer als der des Hausmeisters. Manchmal kommt es mir so vor, als sei der Hausmeister der einzige Mensch in der Schule. Deswegen duzen ihn wohl die älteren Schüler. Er ist nicht fein angezogen und selten gekämmt, bei seinem vielfältigen Tun erscheint er mir wie ein Arbeitsloser, der sich freiwillig nützlich macht und dem man dafür von allen Seiten auf die Schulter klopft: man weiß ja nie, wann man seiner Hilfe bedarf. Er ist der Vater Courage, kühn und redlich, still sich opfernd. Aber, um Gottes willen, ich will ihn hier nicht seligsprechen. Denn er ist ja lebendig! Ein Schuldiener aus Fleisch und Blut. Aber kein Kontrolleur. Kein Großer Bruder. Es bleibt: Der gute Hausmeister vertreibt die bösen Hausmeister.

In seiner Geschäftigkeit wirkt er auf mich wie ein Kind, in der Kindlichkeit wie ein Künstler, im Künstlertum wie ein Meister, in seiner Meisterschaft grob, abwesend und harmlos, in der Harmlosigkeit, Abwesenheit und Grobheit ein einzigartiger Realist, der einzige, wohlgemerkt, der sich an der sogenannten weiterführenden Schule aufreiben läßt. Sein riesiger Schlüsselbund – weist er ihn nicht aus als Gefangenenerwärter, Eingeweihten, ja Schulreichsdeputationshauptschlüsselbewahrer? Bedeuten seine Initialen HM nicht in Wahrheit: His Majesty? Er bestimmt den Zeitablauf, den exakten Rhythmus der Unterrichtsintervalle, indem er den Pausengong inszeniert, er kann Sekunden hinzufügen oder abziehen, auf diese Weise in den Klassen

Wohl und Wehe verkürzen oder verlängern – und steht doch selbst außerhalb dieser Zeit. In wundersamen Winkeln und Erkern des Gebäudes hört man ihn rätselhaft rumoren, wie Dagobert Duck in seinem Geldtresor badet er von Zeit zu Zeit im Staub düsterer Kellerräume, wo jahrealte Klassenarbeitshefte aufgetürmt sind, johlend wirft er die Stapel in die Luft, die sich, zensurenpurzelnd, aus den Verschnürungen lösen und den fröhlichen Befreier pyramidenhaft bedecken.

Der Hausmeister weiß immer, was er tut. Er repariert alles, auch den Rasierapparat des Direktors. Er kümmert sich nicht um die Hackordnung der Pädagogen. Ihm ist es egal, wer unter ihm das Sagen hat. Er spricht nicht viel, er handelt. Er trinkt Bier wie der geschickteste Schreiner, schreinernt wie der stärkste Biertrinker, er wechselt Geld wie der sanfteste Religionslehrer, er ist religiös wie ein Geldwechsler, er nimmt die Beichte ab wie ein Kuchenverkäufer, er verkauft Kuchen wie ein Beichtvater. Abends der Letzte, wird er am Morgen wieder der Erste sein.

Er ist rundum okay. Nie hat er sich über sein linkes Ohr läppchen Gedanken gemacht. Wer sich für irgend etwas bei ihm bedanken will, kann ihm skrupellos zehn Mark geben. Er nimmt sie. Das Tabu, im Dienst Alkohol anzurühren, hält er für lächerlich. Der Mensch darf Gerüche haben. Wenn er nach Matrizenspiritus riecht oder nach Farbe oder nach einem Wachholder: wer sich drum schert, der ist verkehrt. Der Hausmeister versteht viel von Autos. Er ist eben technisch begabt. Jedes Jahr kauft er sich einen neuen Wagen. Wenn die Lehrer linkisch-ratlos am Filmgerät hantieren, muß er doch ein wenig schmunzeln. Er schreibt fast gar nichts. Müßte er das Wort *Subkultur* schreiben – ein surrealistischer Gedanke –, er schriebe: Suppkultur. Wenn er redet, tut er es laut. Im Klartext. Mundart. Er boxt mit dem Postboten. Trägt er einen Kittel? Wissen wir, daß er für die Beflagung des Schulgebäudes verantwortlich ist?

Wir sollten ihn auch einmal fragen, wo eigentlich der Luftschutzraum unserer Schule sich befindet. Ob die Stahlbetondecke des Kellers die Zukunft unserer Kinder sichernde dreißig Zentimeter umfaßt oder mehr?

Der Hausmeister wird gerne umlagert.

Etwas verlegen nimmt er Auszeichnungen entgegen; teilweise schmeicheln sie ihm, aber er fühlt, daß der Glückwunsch, die Ehrung nicht ehrlich sind: es sind Versuche der Leute, die ihre Lebenszeit verkauft haben, den einzigen im Haus, der auch nicht die ganze Freiheit hat, aber doch spürbar mehr, fester an sich zu ketten. Wiewohl immer demütiger Nachfolger und Vorgänger, ist er stets präsent, selbst wenn er momentan unauffindbar sein sollte, lebt hier und heute – im Gegensatz zu den unaufhörlich planenden Planstelleninhabern.

Wenn der Hausmeister arbeitet, dann arbeitet er und tut sonst gar nichts. Wenn wir aus dem Fenster sehen, während wir, in Gedanken bereits zu Hause, Erklärungen abgeben und ihn beim Rasenmähen beobachten, mäht er den Rasen. Er schwitzt. Das Wort *Hitzefrei* setzt bei ihm Witze frei. Wie glaubwürdig klingt seine Erklärung, er habe etwas *verschwitzt!*

Er legt großen Wert auf Höflichkeit. Guten Morgen. Bitte. Danke. Schönes Wochenende. Manchmal macht er kleine Geschenke wie Filzschreiber, Schreibpapier usw. Etwaige Bedenken räumt er mit dem entwaffnenden Hinweis beiseite: Es ist ja genug da! Beim Fotokopieren kennzeichnet ihn ein gewisser laxer Umgang mit geistigem Eigentum. Darin ist er unser aller Komplize, zumindest aber, ohne es zu wissen, eine Gesinnungsgenosse des Dichters Brecht. Der Hausmeister ist kein Pförtner oder Portier, er ist immer unterwegs, dabei aber ganz ruhig. Das Schulhaus bleibt stehen, fliegt nicht in die Luft trotz der hinausdrängenden Tagträume der Insassen, der Einsitzenden, der Sitzfleisch pressenden Nicht-über-sich-hinauswachsen-Dürfenden,

weil die unendliche Ruhe in der Bewegung des Hausmeisters das Zusammenbrechen der Anstaltsmauern verhindert.

Wieviel des Forschen, ja Draufgängerischen von Junglehrern geht im Laufe ihrer Dienstjahre verloren – aber auch die älteren Schüler: sie schleichen kopfnutmüde durch das flauere Schultreiben, nach dem Motto: immer cool bleiben; dagegen der Hausmeister, der Mann mit den besten Fußnoten, locker aufgeknöpft, so daß die üppigen Brusthaare wie selbstverständlich sich im Laufschriftwind kräuseln: schwungvoll wedelt durchs Haus meist er, körperfroh, hemdsärmelig, tagesfrisch.

Den Hausmeister siehst du kommen oder gehen, steigen oder stehen, schrauben oder drehen, sitzen nie. Der Hausmeister sitzt nicht. Eine sitzende Tätigkeit ist für ihn ein paradoxer Begriff. Manchmal hat er in Baracken zu tun. Hier trägt er Türen hin und her. Direktoren tragen keine Türen. Welches Glück muß unser Mann verspüren, eine Türe in den Armen zu halten. So zornig er sie auch auf die frisch geölten Scharniere setzt. Wer maß sich an, die Hände des Hausmeisters zu beschreiben? Mit diesen Händen begreift er alles. Wer weiß zum Beispiel von uns, was Flansche sind? Für den Hausmeister ist das kein Terminus technicus auf dem Papier, er pflegt den Umgang mit den Dingen: living by doing. Er ist im besten Sinne des Wortes rechtschaffen. In einem Lebensbereich, wo fortwährend Tritte, Kritik, Zurechtweisungen, Schelte ausgeteilt werden, darf er als der einzig Unbescholtene gelten. Doch, er kann auch giftig werden, etwa wenn in den Mädchentoiletten die Klopapierrollen verrückt spielen. Aber dieses Gift ist ein altbewährtes homöopathisches Hausmittel, Hausmeistermittel, das in wunderbarer Weise nervliche Verspannungen der auf Staatskosten Lernenden und Lehrenden auflöst und gelegentlich gar in altmodische Reaktionen wie Gewissensbisse und Entschuldigungen umwandelt.

Welten trennen ihn von einem Bauherrn. Auch dem Architekten würde er einiges flüstern. Wo sind die Kuppeln, Rundbögen, Säulen? Überall Ecken und Kanten. Sein Hader mit dem Quader. Rechnet er ernsthaft mit der Gefahr, sein Schulkomplex könnte sich je, könnte sich jäh in den Ort eines Massakers, in ein provisorisches Konzentrationslager, in einen Kerker, ein Lazarett, eine Ruine verwandeln? Vielleicht ist er ja auch gelegentlich traurig. Vielleicht möchte er auch so sein wie die anderen im Hause: zugehörig zu einer großen Gruppe, eingebettet in das Miteinander von mehr oder weniger Gleichen. Aber das ist wohl nicht der Fall. Solche Gedanken kann nur ich haben, ich, wenn ich mir vorstelle, Hausmeister zu sein. Als Hausmeister befände ich mich auf verlorenem Posten.

Der Hausmeister, wenn er zu Hause ist, lebt er auf? lebt er ab? geht er auf und ab? Kümmert er sich in seiner Freizeit um Vogelkästen, Hundehütten, Aquarien? Meistert er das gesellige Schwingen in Schützenvereinen und Posaunenchoren? Oder geht er in die Lehre der Einsamkeit, in die Dunkelkammer, an das Flußufer, auf den Hochstand, ins Vergnügungsviertel der Großstadt? Gönnst er sich einen Absacker? Ob er sich auch mit Kollegen trifft? Schöne Überlegung: Eine Ständige Landeshausmeisterkonferenz trüge dazu bei, die Pädagogen aus ihrem Kopfstand zurück auf die Füße zu holen.

Nie habe ich ihn über seine Schulzeit reden hören. In den Dorfschulen gab es früher keine Hausmeister. Vielleicht ist er im stillen der Überzeugung, daß in einer guten Schule, in der jeder seine Pflicht tut und auf andere Rücksicht nimmt, kein Hausmeister erforderlich ist. Darüber schweigt er sich aus. Er hat genug damit zu tun, die fortgesetzten Hausfriedensbrüche zu mildern, ihre Spuren notdürftig zu beseitigen.

Der Hausmeister hat das starke Gefühl, ganz und gar nicht überflüssig zu sein.



Nietzsches Freund. Die Lebensgeschichte  
des Paul Deussen (2008)

## Aus der Einleitung

Als Gustav Meyrink 1917 einen seiner skurrilen, geheimnisvollen Romane veröffentlichte, fragte sich Kurt Tucholsky in einer Buchkritik: »Ich möchte gern einmal wissen, was wohl Professor Deussen in Kiel zu diesem Priester der Weisheit sagt.« Deussen war zu seiner Zeit neben dem in England lehrenden Sprachforscher Friedrich Max Müller die tonangebende Geistesgröße in Sachen indischer Kultur und Spiritualität; vor allem seine Übersetzung von *Sechzig Upanishad's* hatte dazu beigetragen, die Anziehungskraft asiatischen Denkens und Glaubens in deutschsprachigen Landen sprunghaft zu erhöhen. Auch sein schwieriger Freund Nietzsche adelte ihn zum guten Schluß. In der Schrift *Zur Genealogie der Moral* spricht er von dem »ersten wirklichen Kenner der indischen Philosophie in Europa, meinem Freunde Paul Deussen.«

Doch an der Universität in Kiel, wo Deussen einen Lehrstuhl innehatte, freilich nicht als Indologe, sondern als Professor der Philosophie, wollte man ihn am Ende loswerden. Papa Deussen, wie ihn seine Studenten liebevoll-neckisch nannten, hatte längst die Siebzig überschritten, war aber partout nicht geneigt, seine Planstelle zu räumen. Er galt als Unikum, das, halbblind, unentwegt Verse aus den Veden, aus Goethes »Faust« rezitierte, die Inkarnation eines deutschen Professors, »wie er im Buche steht, mit Schlapphut und Gehrock, weißem Bart und Goldbrille.« So hat er sich auch ablichten lassen; in seiner posthum erschienenen Autobiographie *Mein Leben* zeigt ihn das Foto, von seidigem, halb durchsichtigem Papier bedeckt, in würdigster wilhelminischer Pose.

Der ordentliche Professor schlug seinen Widersachern an der Christian-Albrechts-Universität noch einmal ein Schnippchen, hielt bis zuletzt Vorlesungen und starb, wie er es sich ausdrücklich gewünscht hatte: in den Sielen, mit

dieser Metapher aus der Landwirtschaft an seine Westerwälder Heimat erinnernd (Siele: bedeutet Seile und meint die Riemen im Geschirr der Zugtiere). So nimmt es nicht wunder, daß er dort in Oberdreis im Landkreis Neuwied seine letzte Ruhestätte fand. Eine kleine Rache an Kiel, wo er sich nie sonderlich wohlgeföhlt hat?

Allerdings empfand es auch sein Heimatdorf als Zumutung, daß ein *Buddhist* auf ihrem Kirchhof zu liegen kam, zudem eingäschert in einem Urnengrab. Pietät gegenüber Vater Adam Deussen, der, wie dann sein Filius in Kiel, in jahrzehntelanger Treue als Oberdreiser Gemeindepfarrer ausgeharrt hatte, wird die Zustimmung zur endgültigen Rückkehr des zu weltweiter Berühmtheit gelangten Sohnes erleichtert haben. In die schlichte Steinplatte meißelte der Steinmetz nichts weiter als:

D E U S S E N  
1919

Ein eigentümliches, zu denken gebendes, in seiner Knappheit nicht zu unterbietendes Epitaph, das da aus Sparsamkeit, aus Bosheit oder als Kompromiß gewählt worden war und so noch heute, in restaurierten Lettern, auf der mittlerweile einzigen Grabstätte unmittelbar neben der evangelischen Kirche zu sehen ist. Der Dorffriedhof ist seit langem umgezogen, einzig Paul Deussen hat auch hier seinen Platz behauptet.

Was das Schlußkapitel in Kiel betrifft, so hatte man schon vor dem Krieg Briefe nach Berlin geschrieben und die Behörde um Ersatz für den alternden Deussen ersucht, es bedürfe eines frischeren, jungen, dem Geist der Zeit aufgeschlossenen Fachkollegen. Zu sehr von sich überzeugt als öffentlicher Erzieher und Weltverbesserer, wies Deussen den Gedanken an eine Emeritierung weit von sich; auch wird ihm die Aussicht auf verringerte Versorgungsbezüge nicht geschmeckt haben, denn der materiellen Sicherheit

maß er zeitlebens, und besonders in Kriegszeiten, größte Bedeutung bei. Als konservativer Gelehrter, der mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs auch die traditionellen humanistischen Werte dahinschwinden sah, glaubte er Widerstand leisten zu müssen gegen alle sozialistisch-materialistischen Tendenzen, gegen Negativität und Skeptizismus der Moderne. Die Vielzahl innovativer kultureller Strömungen um die Jahrhundertwende nahm er nur am Rande wahr. Auf kurios insistierende Weise veranschaulicht die doppelte Neunzehn auf seinem Grabstein Deussens Zugehörigkeit zum 19. Jahrhundert.

Nach dem Scheitern des Wilhelminismus mußte er notgedrungen demokratisches Gedankengut an sich heranlassen. So sehr Deussen dem Kaiser gegeben hatte, was des Kaisers war, wozu 1891 eine Geburtstagsrede zur Feier Seiner Majestät gehörte, und gewillt war, sich auch mit dem neuen republikanischen Souverän zu arrangieren, was in einem von ihm in seinen letzten Lebenstagen mitverfaßten Appell an den amerikanischen Präsidenten Wilson zum Ausdruck kam – die höchste Instanz, der sich Deussen verpflichtet fühlte, war und blieb, ungeachtet aller Macht- und Systemwechsel die *philosophia perennis*, die Suche nach der ewigen Wahrheit.

Die Erkenntnis der Wahrheit, dessen war er gewiß, gehe unbeirrt ihren stillen, sicheren Gang, auch wenn ihre Stimme zeitweilig von dem Lärm der Modetorheiten über-tönt werde.

Der weitgereiste Weltbürger war gegen jede irdische Heimmattümelei gefeit, doch er wählte das Dorfbegräbnis, die Bestattung im heimatlichen Gottesacker als Würdigung seiner Herkunft und als behutsame Geste der Geisteshaltung eines Weisen, der bescheiden Abschied genommen hat von der Scheinwelt des Diesseits, dem Blendwerk der Maya – es mag leidvoll, ergreifend oder betörend gewesen sein – und, gemäß christlicher Diktion, zur Seligkeit in Abrahams

Schoß gelangt, oder, hinduistisch gesprochen, zur ewigen Wonne Brahmans.

Kants summarische Frage: Was ist der Mensch? darf im Rahmen einer Biographie getrost umformuliert werden. Was für ein Mensch war Paul Deussen? Für das Leben Deussens waren Kants Leitfragen von existentieller Bedeutung: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Immer wieder hat sich der Denker Deussen, in der Gefolgschaft Schopenhauers, diese Fragen gestellt, also auch die dritte, die letzte, die nach der Unsterblichkeit der Seele, und er hat sich selbst, seinen Hörern und Lesern eine überindividuelle Antwort gegeben, die er, erhellender als bei Plato, Paulus oder Kant, in indischer Weisheit fand. Ex oriente lux, das Licht kam für ihn aus dem Osten.

William James, amerikanischer Philosoph, gleichaltrig mit Deussen, veröffentlichte 1902 eine Studie, für die er zunächst den Titel vorsah: »Der religiöse Appetit des Menschen und seine Befriedigung durch die Philosophie.« James nannte sein Buch schließlich *Die Vielfalt der religiösen Erfahrung*. In einem Vorwort spricht Peter Sloterdijk von »James' amerikanischer Aversion gegen das alteuropäische Absolute, dem er vorhält, es pferche alles Leben in den Käfig des Einen.« Tatsächlich hat Deussen dieses tiefverbindende Eine in der Heterogenität der religiösen Erscheinungen aufzuspüren versucht, überzeugt davon, daß der Kern aller Religionen identisch sei, mit einer jeweils anderen Schale, »mag sie nun etwas mehr oder weniger vollkommen sein – unvollkommen sind sie alle.«

Und doch gibt es zwischen James und Deussen offenkundige Parallelen: Seine zwischen 1894 und 1917 erschienene *Allgemeine Geschichte der Philosophie* ergänzt im Titel, kleiner gedruckt, *mit besonderer Berücksichtigung der Religionen*. Deussens religiöser Appetit war unersättlich, vererbt von seiner pietistisch gottesfürchtigen Mutter, deren Glaubenseinfalt der theologisch aufgeklärte Sohn, ausgestattet mit dem Mute, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen,

aus Gründen geistiger Redlichkeit naturgemäß nicht übernehmen konnte. Tiefenpsychologisch gesehen mag Deussens lebenslang durchdachtes Bemühen, sich das Etikett *Christ* zu erhalten, von dem Motiv geleitet sein, den mütterlichen Kummer über das Abirren des Sohnes zu überwinden.

Eine respektable Karriere: vom Dorfbuben zum Geheimrat, vom Hinterwäldler – und Nietzsche griff zeitweise in aller Freundschaft noch zu kraftvolleren Injurien – zum vielsprachigen Kosmopoliten, dem ein wissenschaftliches Lebenswerk zu vollenden gelang, das nicht nur hohe Wertschätzung in Fachkreisen, sondern in Europa und besonders in Indien den Namen Deussen in den gebildeten Bevölkerungsschichten weithin bekannt machte.

Eine geglückte Vita; so hat es den Anschein, wenn auch eine Vielzahl von vorzeitigen, tragischen Todesfällen seinen Lebensweg säumt, von denen Nietzsche der prominenteste ist. Deussen selbst stellt inmitten von »Kreuz, Tod und Gruft« eine robuste, sportlich abgehärtete Erscheinung dar von schier ungebrochenem Elan, als praktiziere er Nietzsches Vitalitätsprogramm, das dieser selbst nur hat verkünden, nicht aber leben können. Die Deussen-Karikatur, zu der die meisten Biographen Nietzsches neigen, indem sie ihn neben dem Genialen als behäbige, devote, komische Figur erscheinen lassen, trifft, wenn überhaupt, allenfalls auf Deussens Lehrjahre bis 1872 zu. Mit Beginn seiner Wanderjahre, die ihn nach Genf, Aachen, Rußland und schließlich nach Berlin führen, reift Deussen zu jener in sich ruhenden Persönlichkeit, die, philosophisch fundiert, in authentisch unzeitgemäßer Weise zu einem berichtigten Leben im ansonsten falschen, egoistischen aufruft und der Karl Jaspers später »liebenswerte Wahrhaftigkeit« bescheinigte.

Im Gegensatz freilich zu Schopenhauer, der nichts als die Wahrheit gesucht haben will, mühte sich Deussen auf seinem Weg nach oben mit ganz irdischem Ehrgeiz um die

von Schopenhauer geschmähete Position des »Kathedersphilosophen«. Er hielt es für völlig vereinbar mit seinen idealistischen Erkenntniszielen, »den Ertrag der Sache mit Weib und Kind behaglich zu verschmausen« (so Schopenhauer polemisch), wie ihm überhaupt in seinem 74jährigen Leben nichts Menschliches fremd geblieben ist, wozu beispielsweise auch die Begabung gehörte, sich immer neu zu verlieben. Im fortgeschrittenen Alter kam es dann zu der Begegnung mit einer großen Seelenverwandten: Henriette Hertz, Begründerin der Bibliotheca Hertziana in Rom.

Freimütig äußert er sich darüber in *Mein Leben*. Er strebt auch hier die Wahrheit an, »jedoch mit dem Vorbehalte, daß es uns gestattet bleibe, andere, sei es Lebende oder Tote, wie auch vielleicht uns selbst gelegentlich zu schonen«. So verständlich solche Glättungen sind – eine hundert Jahre später geschriebene Biographie ist natürlich an Rissen und Brüchen des Persönlichkeitsbildes interessiert, sofern sie bei näherem Hinsehen zum Vorschein kommen. Seine Offenheit war im übrigen erstaunlich genug und überschritt nicht selten die Grenze zur Unbedachtsamkeit. Deussens *Erinnerungen an Friedrich Nietzsche* sind geradezu schonungslos gegen sich selbst, wenn er zum Beispiel von dem Fauxpas berichtet, Freund Fritz nicht überschwenglich und bewundernd genug zur frühen Professur in Basel gratuliert zu haben. Seine Zunge, seine Feder sei oft redseliger, als es das Deussenherz verantworten könne, wirft ihm der *Außerordentliche* vor.

Das geschah zu einem Zeitpunkt, als Deussen sich noch von ihm Vorschriften machen ließ – zu seinem Glück! Nietzsche, der mehrfach in den Bildungs- und Werdegang seines Freundes eingriff, wurde so auch zu Deussens »Schicksal«. Erst als sie dann getrennte Wege gingen und sich nur noch gelegentlich schrieben und noch seltener wiedersehen, gelang es Deussen, sich von dem übermächtigen

Freund zu emanzipieren und sein Lebensschiff mit Kurs auf Indien selber zu steuern.

Es fällt auf, daß der Name Nietzsche in den 1901 begonnen, 1914 abgeschlossenen Memoiren, vor allem, wenn man das über 700 Seiten starke Original-Manuskript liest, das, nach Jahrzehnten in familiärer Verwahrung, jetzt eingesehen werden kann, deutlich weniger häufig auftaucht, als zu vermuten gewesen wäre. Deussen erklärt die Auswahl seiner Erinnerungsepisoden seinerseits mit dem Bild einer Schifffahrt:

»Das Kleine, Nahe verdeckt stellenweise das Große, aber Ferne, die höchsten schneebedeckten Gipfel in der Entfernung erscheinen klein gegen den niedrigen Felsvorsprung, an dem wir vorbeifahren, und doch ist es eine und dieselbe Landschaft, und alle die verschiedenen Anblicke, welche sie dem Betrachter bietet, sind so wahr wie die Natur selbst, die sich in ihnen offenbart.«

Ein Perspektivismus der Teilwahrheiten, ganz im Sinne Nietzsches, hinter denen sich, ganz im Sinne Deussens, die letzte, eine Wahrheit andeutet.

[...]

Paul Deussen und ich.  
Nachträge aus Oberdreis (2011)

## Deussen, Nietzsche, Schopenhauer

In einem seiner frühen Briefe stellt Nietzsche die richtungweisende Frage: »Willst du nicht einmal Oberdreis ansehen?« Die Frage ging damals an seine Schwester Elisabeth. So mancher Tourismusmanager heute würde Oberdreis um ein solches Nietzsche-Zitat beneiden, gäbe es denn vor Ort eine nennenswerte Zahl von Feriengästen. Besucher jedenfalls gelangen, bergan der Deussenstraße folgend, aufs ehemals Hessisch-Nassauische zu, an den sogenannten Oberdreiser Kopf.

Als Kulturgrößen von Weltrang, die der Westerwald hervorgebracht hat, gelten unbestritten Friedrich Wilhelm Raiffeisen, der Sozialreformer, und ein Photograph, der außerordentliche August Sander. Zu diesem Bunde gehört, wie ich glaube, als Dritter Paul Deussen. Weltformat besitzt dieser Oberdreiser Kopf vor allem als Vermittler altindischer Weisheitsschriften. In einem neueren Atlas der Philosophie, verfaßt von dem Schweizer Elmar Holenstein, nimmt Deussen einen auffälligen Platz ein. Auch ein Projekt »Weltethos« läßt das interkulturelle Wirken Deussens erkennen und ihn aus dem Lichtkegel Schopenhauers, dem Schatten Nietzsches heraustreten.

Unschwer ließen sich hundert Gründe anführen, die Deussens Bedeutung belegen. Dies fiele mir um so leichter, als auf einen argumentativen Streich gleich sechzig Gründe zu nennen wären, nämlich die *Sechzig Upanishad's des Veda*, die Deussen, als Übersetzer von quasi lutherischem Format, 1897 herausbringt. [...]

In einem Brief an seinen Westerwälder Freund spricht Nietzsche einmal von dem »glücklichen Oberdreis« – nun, man muß kein Nietzsche-Kenner sein, um da nicht die Ironie herauszuhören, wenn nicht gar den Seufzer der Erleichterung, daß ihm das Glück einer Oberdreis-Existenz erspart geblieben ist. Doch wer nur ein wenig versteht von der

Kompliziertheit solcher Geistesmenschen, der erahnt vielleicht hinter aller Ironie Nietzsches Trauer darüber, daß ihm ein solches Heimatglücksgefühl nicht möglich ist.

Deussen dagegen ist niemals mehrdeutig, das ist ein eindeutiger Fall, kernfest, unempfindlich, gradaus, Eigenschaften, die Nietzsche intellektuell abgeschreckt und gleichzeitig wesenhaft zu ihm hingezogen haben. Ja, sie waren dicke Freunde, das heißt Nietzsche, der gern Kuchen aß, war etwas dick und Deussen in jungen Jahren dünn, ein sportlicher Bursche, ein guter Turner, der als Schüler und dann als Lehrer Erstaunliches am Reck und am Barren vorführte, an welchen Geräten man sich einen Nietzsche nicht vorstellen mag.

Nach einem gemeinsamen Studienjahr in Bonn geht Deussen, aufatmend, ohne Nietzsche, über Tübingen nach Berlin. Seine Doktorarbeit schreibt er über den *Sophistes* des Platon. Aus Kostengründen zieht er sich ins heimische Oberreis zurück. Für kurze Zeit Lehrer in Minden und Marburg, legt er 1871, während ihm die verstümmelten Soldaten an den Bahnhöfen entgegentaumeln, nebenher das Theologie-Examen ab, das die Eltern von ihm erwarten, die von brotlosen Sanskritkünsten, mit denen ein begeisterter Paul in Bonn begonnen hat, nichts wissen wollen. Franz Overbeck und Nietzsche vermitteln ihm eine Anstellung als Hauslehrer, die ihn für sieben lange Jahre nach Genf und Aachen führt – mit dem absurden Abschluß, daß sich sein Schüler bei einem Ehrenhandel erschießt.

Vehement hatte Nietzsche seinen Freund auf Schopenhauer aufmerksam gemacht. Bei Schopenhauer liest Deussen den Appell, westliche Gelehrte mögen endlich die altindischen Weisheitsbücher aus dem Sanskrit in europäische Sprachen übersetzen. Und Deussen entwirft seinen Lebensplan, systematisch Philosophie und Indologie unter einen Hut zu bringen. Diesen kühnen, schwungvoll das Denkerhaupt beschirmenden Hut sollte der an Deussen Interessierte sich einmal anschauen, es existiert ein Foto.

Nach Berlin zurückgekehrt, lehrt er als Privatdozent und wird mit der eindrucksvollen indologischen Arbeit *Das System des Vedanta* habilitiert, die er bei Brockhaus veröffentlicht. Eine außerordentliche Professur läßt nicht mehr lange auf sich warten. Endlich sieht er sich imstande, inzwischen 40jährig, eine Familie zu ernähren, und heiratet die achtzehn Jahre jüngere Marie Volkmar. 1890 dann die Berufung zum Ordinarius für Philosophie, nicht etwa für Indologie – und zu seinem Verdruß nicht in der Hauptstadt, sondern in Kiel. Es war der erste Lehrstuhl für einen Schüler Schopenhauers. Auch war Deussen der erste (und bis heute wohl der einzige) Universitätsphilosoph, der in Wort und Schrift das Sanskrit beherrschte, und dies in einer brahmanischen Priestern ebenbürtigen Kompetenz.

Ungemein ehrgeizig, wird er sich gewiß gefragt haben, warum der Kaiser nicht auch ihn, wie den Theologen Adolf Harnack, in den Adelsstand erhob. Immerhin dann doch Geheimrat, immerhin auswärtiges Mitglied der Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli, immerhin auf der Indienreise umgürtet von der heiligen Opferschnur der Brahmanen. Und, wahrhaft staunenswert, Ehrenmeister der Schusterinnung zu Görlitz, gewiß, nicht nur in Deussens Augen, ein großartiger Ehrentitel, indes ein weiterer Nachweis für die Unbedarftheit, mit der er sich dem Mißverständnis unfreiwilliger Komik aussetzt. So auch, wenn er beispielsweise in seinem Böhme-Büchlein im Register unter P wie Paul nicht nur Pantheismus, Papst und Plotin anführt, sondern auch Pantoffeln und Platzregen. [...]

### Nachträge aus Oberdreis

Unterwegs in Weimar. Vor einem Gasthaus das Schild *Überdachter Innenhof*. Ein guter Titel für einen Ort, wo deutsches Dichten und Denken aufgehoben ist

Bei der Auswahl von Notaten für ein literarisches Jahrbuch ertappe ich mich dabei, wie ich etwas zum Knabbern, zum Naschen heraussuche, etwas, das sich »gut anhört«, wie eine Speisekarte. Snacks. Pröbchen. Grätenfreie Gaumenschmeichler. Mundgerechtes Fingerfood. Doch dann lacht es mich selber an, das nächste immerfrische Törtchenwörtchen

Tagung in Frankfurt. Schüchtern sitze ich inmitten der Schopenhauer-Kenner. Wie schlaue Zuhörer sind – und wie unbeholfen die Referenten. Einer schwieg gar eine gute Weile, bevor er etwas Nichtssagendes antwortete, andere gaben ohne Umschweife zu, es nicht so genau zu wissen, ein Doktorand fühlte sich mehrfach »erwischt«. Ich stellte mich in der Pause zu den Rauchern auf den Balkon, wir blickten hinab auf den Domplatz, wo der Priester wie ein Magier in die Kirche einzog, gefolgt von seinem Ministrantentross, Schauspiel des Aberglaubens – wir da oben »wußten es besser«. Eine trügerische Vernünftigkeit füllte den Vortragsraum, Rationalität täte not, hieß es, manche sprachen viel zu leise oder verschluckten Silben, es war heiß, die Luft schlecht, des öfteren fiel das Wort »Erlösung«, aber das erlösende Wort blieb aus

Das Original-Manuskript seiner Memoiren, über siebenhundert Seiten: Ein schönes, mich Lesenden wehmütig stimmendes Lebensland, das sich da vor mir ausbreitet. Bald ruht dieser gewaltige Päckchen Vita, nach Jahrzehnten in der Neuen Welt und einem kurzen Heimathalt im Westerwald, in Weimar

Ich beschäftige mich mit Paul Deussen vielleicht auch als einem Sicherheitsspendenden, ich bin mir selbst ein Sicherheitsrisiko, oft genug ist das Denken gelähmt, wenn ich anfangen will vor dem Papierweiß, Irritationen tagaus, tagein meines Körpers etc., Deussen verliert niemals den Boden unter den Füßen

Daß ich mich mittlerweile eine erkleckliche Anzahl von Jahren um Deussen kümmere, eine biographische Studie verfaßt, mir zudem zahllose Notizen gemacht habe über ihn, seine Zeit, seinen Freund Nietzsche, über die Metaphysik, über den Veda, Shankara und den Advaita, um der überquellenden Gedankenmenge Herr zu werden, was freilich niemals gelingen kann – daß ich also meine vielleicht letzten lichtvollen Jahre einem so gänzlich anderen Geist widme, einem so nüchternen, extrovertierten Kosmopoliten, nimmt mich am Ende dieses Satzes nun doch wunder

Schöner Schlußsatz einer Biographie: In Wirklichkeit war alles ganz anders

Bei Franz Kafka gibt es die schöne Geschichte von dem Dorfschullehrer, der in seiner Gegend einen gigantischen Maulwurf gesehen haben will und darüber eine quasi wissenschaftliche Arbeit geschrieben hat, die in Fachkreisen hernach aber belächelt wird. Als Mann vom Lande, der ja auch Lehrer gewesen ist, gestehe ich hier, daß ich mich bei meiner langjährigen Deussen-Arbeit immer wieder an diese Kafka-Geschichte erinnert habe. Ist Paul Deussen mein Maulwurf? Habe ich ihn bedeutsamer dargestellt, als er ist?

Becketts Hose.  
Kürzestgeschichten (2015)

### Ruhe und Ordnung

Während mich hier draußen, ich sage nicht wo, ein Gefühl endlich erreichten Wohlbefindens durchströmt, und sich praktisch nichts um mich herum tut, nur eben wieder jener feine linde Windhauch wahrnehmbar ist und ein bodennahes Dahinhuschen verschwiegener Vögel, erzwingt der enden wollende Satz meine Rückkehr in die Ordnung der Geistesabwesenheit.

### Dezibel dazumal

Bei Kafka lese ich, er, Kafka, habe gelesen, daß Goethe sich einmal während einer Theateraufführung erhob und in das unmäßige Palaver des Publikums mit donnernder Stimme *Stille! Stille!* gerufen habe, die auch augenblicklich eingetreten sei. Durch mein ehemals stilles Dorf geht inzwischen ein geradezu unendlicher Verkehr.

### Im Nachhinein

Noch immer deine Neugier: Was wird dein Schreiben zutage fördern, dabei erfindest du ja nichts, wozu auch?, aber du willst etwas herausfinden, zum Beispiel was du gestern bei deinem Gang entlang der neuen Schonung wahrgenommen hast, am neuen Hochbehälter vorbei, am Keltengrab, am Flutlichtmast der Sportanlage. Sang der Gelbspötter, sprang das Eichhörnchen umher, Gewisper in der uralten Eibe? Bald wirst du es erfahren, wenn du nur tief genug

in dich hineinhorchst. Und was hast du mit dir selbst besprochen? Was lag in der Luft, welches Lied, welches Geräusch, welcher Geruch? Hast du in der Ferne die im Dunst wandernden sieben Berge gesehen? Sommerte es noch oder herbstelte es bereits? Gewiß, du hast schon ein paar Ahnungen. Aber, nicht wahr, du willst durch all das Flüchtige hindurch zu den Herzwörtern des Gewesenen.

### Straße des Lebens

Am Sonntagmorgen hören wir im Radio die Geschichte eines uralten russischen Ehepaars. Vor siebzig Jahren, 1941, blutjung, gingen sie in Leningrad aufs Standesamt, um zu heiraten. Der Beamte, seufzend: Ob sie sich das denn gut überlegt hätten. Schließlich würde er, der Bräutigam, in ein paar Tagen eingezogen und an die Front geschickt. Sie lachten vor Glück. Dann zogen die Deutschen einen Belagerungsring um die Stadt, fast neunhundert Tage, bis in den Januar 1944, währte die Blockade, es gab lange keinerlei Entkommen, Hunger brach aus, der junge Mann magerte ab bis auf fünfunddreißig Kilo, allgegenwärtig der Tod. In der Eiseskälte des Winters gefror der Ladogasee, und den Russen gelang es, einen Versorgungsweg einzurichten, eine Eisstraße, *Straße des Lebens* wurde sie genannt. Das junge Ehepaar konnte die Stadt verlassen, die Eltern des Mannes waren indes an Auszehrung gestorben. Das alles hören wir beim deutschen Frühstück, dem wie immer reichhaltigen. Und planen eine Reise nach Sankt Petersburg, um in der Eremitage den Eberswalder Goldschatz zu sehen, der ja eigentlich uns gehört.

## Samstag in Kroppach

*Kommjakomm!* lockt die Jungbäuerin mit singender Stimme ihre Kühe und Kälber auf die Nachbarweide, *kommjakomm!*, lockt auch mich heran. Auf dem Hof sehe ich einen Wagen mit polnischem Kennzeichen, in kurzen Hosen steht der Saisonarbeiter, mit nackten Füßen in den Schuhen, vor der Scheune, wendet sich, als ich mich nähere, ab.

## Rund oder strukturiert

Ich betrat ein Blumengeschäft, weil meine aufmerksame Frau mir geraten hatte, so zu tun, als würde ich aus eigenem Antrieb meiner Mutter einen Strauß Blumen mitbringen. Rund oder strukturiert? fragte die Verkäuferin. Wie bitte? fragte ich zurück, das habe ich ja noch nie gehört. Doch das Runde war mir gleich sympathischer, strukturiert hörte sich so künstlich und manipuliert an. Und was verstehen Sie unter rund? fragte ich. Na ja, knubbelig, sagte die Verkäuferin. Jetzt war die Entscheidung klar: Knubbelig, nein, wie modern dagegen strukturiert klang, frisch, künstlerisch geradezu, florale Gestaltungsharmonie, Schönheitskunst auf der Basis des Respekts vor der Natur. Ich zahlte 20 Euro. Eine runde Summe.

### Schreibtechnisches

In einem Buch der Longlist 2010 über einen »Broker« der Ausdruck »karrieretechnisch«. Die Tochter gestern in der SMS, sie sei erkältungstechnisch schlecht zurecht. Wir hatten sie und ihren Freund nach L. locken wollen. Was steckt dahinter, daß sie uns ihren Freund so lang vorenthält? Familientechnisch gefragt.

### Fett, Staub, Hitze

*Carte muette* zeigte das Lesegerät an der Kasse der französischen Tankstelle an – meine Kreditkarte verweigerte eine positive Antwort, blieb ganz einfach stumm. Für einen Moment war mir, als sei der gute alte Existentialismus wieder auferstanden und offenbarte mir, daß meine Hoffnung auf eine von außerhalb zugesicherte Übernahme des von mir Geschuldeten reine Illusion war. Auf meinen Appell nichts als vernunftwidriges Schweigen. Bis der Tankwart mich aus der Mißlichkeit erlöste: Fett, Staub, Hitze hätten eine statische Aufladung bewirkt, er bog die Karte sanft in der Hand, wischte sie an seinem Ärmel ab und siehe da, die allwissende Datenzentrale erklärte mich wieder für kreditwürdig.

### Dichtertreffen

Ich habe in Literaturvereinen, gegen deren Dünkel einiges zu sagen wäre, immer wieder gestaunt, wie nachsichtig man mit schwerfällig Sprechenden, Schüchternen, Ausfallenden,

Trunkenen etc. umgeht. Einzig das von ihnen Geschriebene zählte letztlich und bestimmte ihr Ansehen. Der gute Redner, der imponierend Auftretende bekam seine Funktion (im Vorstand etc.), gewiß, aber der Schweigsame mit seinen wundervollen Gedichten bewahrte seine geheime Autorität. Unter solchen Leuten witterte ich meine Chance.

#### Im Baumarkt

Eines jener lasziven Püppchen, die etwas für mich tun könnten, umkurvt mich, fragt nach meinem Begehren, kann ich etwas für Sie tun? fragt sie ungeniert, ignoriert den begehrliehen Alt-Herren-Blick. Tanzt einen Bedienungstanz, dessen *vibrations* meine Fragen nach Noppenfolien und Überschiebmuffen im Unerforschlichen der Marktnischen verschwinden lassen, was weiß denn sie, die Quicklebendige mit den schwarz getuschten Wimpern, wo diese toten Gegenstände lagern, und wer bin denn ich, daß ich das Tote suchen bei dem Lebendigen.

#### Das Höschen

Bei einem Literaturwettbewerb ist vor kurzem ein Autor mit seiner Liebesgeschichte sang- und klanglos gescheitert, weil er sich erdreistet hatte, ungeniert das Wörtchen »Höschchen« zu benutzen. Dabei hätte er wissen müssen, daß dieses Wort längst seine erzählerische Unschuld verloren hat, allenfalls in hochkomplizierter, ironisch abgefederter Rollenprosa kann das »Höschchen« noch einmal benutzt werden, kann es sich eventuell ganz kurz sehen lassen. Und selbst

dann wirkt es nicht selten peinlich, weil sich hinter dem Höschen das banal Amouröse abzeichnet, wohlgemerkt hinter dem Wort, nicht hinter dem Ort. In eine modische Love-Story mag ja der Slip passen, und auch in einer guten treudeutschen Geschichte ist unter Umständen das Höschen als Kleidungsstück nicht einfach wegzulassen, als Wort aber unter *allen* Umständen.

#### Sohnemann

Du bist gar nicht kooperativ, sagte die Mutter in der Bahnhofshalle zu ihrem vielleicht Fünfjährigen und zog ihn an der Hand im Sauseschritt mit sich fort. Man muß immer kooperativ sein, wiederholte sie, auch aus der Entfernung noch gut vernehmbar.

#### Das bist du

Der Lektor will, daß ich ihm die Zeichenzahl mitteile, inklusive der Leerzeichen. Das ist es! Wie oft will mir scheinen, in dem, was ich geschrieben habe, verberge sich irgendwo das Geheimnis, das Eigentliche. Ja, denke ich jetzt, in den Leerzeichen steckt's, wie im Tat Tvam Asi-Gleichnis, als der Vater seinen Sohn Shvetaketu eine Feige zerkleinern läßt, damit er den Kern sehe – und darin jenes kreative Nichts. Aber das setzt voraus, daß sie gebenedeit ist, die Frucht meines Schreibens!

### Was bleibt

Ich fürchte, meine Gelegenheitsgedichte, geschrieben für Frischvermählte, Jubilare, Geburtstagskinder, haben einen ehrlicheren Ton als viele meiner literarischen Stücke. Das für eine längst untergegangene Feierlichkeit Verfaßte erweist sich beim Wiederlesen als seltsam frisch und wahr, während an manchen Tagen der Kunstcharakter der auf Haltbarkeit hin ausgetüftelten Texte mich abstößt. Doch gottlob gibt es auch andere Tage.

### Steckbrief

Ich las meiner Frau den Brief vor, den ich soeben, lange am Stehpult um die wirkungsvolle Formulierung ringend, an den Landrat geschrieben hatte, um bei ihm Geld locker zu machen für ein Buchprojekt. Als ich nach dem Schlusssatz »Jedenfalls würde ich mich sehr freuen, wenn auch in schwierigen Haushaltszeiten Einsichtige eine vermeintlich verzichtbare Kulturleistung wie das dichterische Wort vor dem Verschwinden im allgemeinen Wirbel von Fun und Events bewahren helfen« das Entwurfsblatt sinken ließ, sah sie mich von oben bis unten an und sagte: Steckdirma das Hemd inne Hose.

### Sägeblatt

Auffällig, wie oft die Dichter vom Sägen reden. Gibt es eine innere Verwandtschaft? Holz, Handwerk, Tradition, das

wird es sein. Nun aber zu mir. Ich habe jetzt von einer japanischen Säge gelesen, die mir, der ich so oft ratlos vor dem leeren Blatt sitze, auf Anhieb sympathisch gewesen ist. Diese Säge sei nämlich, wie es heißt, geeignet für *Schnitte in die Fläche, die blind beginnen und enden*. Und als wenn das nicht genügt hätte, trägt die Zugsäge einen wunderschönen Namen: Azebiki. Ja, ich werde wieder zum Azubi.

#### Tacheles

Ende Mai, am Waldrand. Ein Jüngerer kommt auf mich zu, kahlköpfig, entblößter Oberkörper, zwei Hunde. Er sagt: Hallo! Ich langhaarig, Fleecejacke, null Hunde: Guten Tag! So sähe also unsere Kompromißfigur aus: ein Hund, kurzer Haarschnitt, Polohemd. Als Gruß: Tach! Ich trete in den Schatten des Mischwalds, er geht den Sonnenweg weiter.

#### Klartext

Immer wieder schärft mir meine Frau ein, ich solle klar und deutlich schreiben, verständlich für jedermann. Aber so einfach ist das alles nicht. Neulich stand der Mond in Gänze, ist das verständlich?, am klaren Himmel, ich sagte zu ihr, die in eine Fernsehzeitschrift vertieft war: Du, hebe dein Angesicht auf zum nächtlichen Gestirn! natürlich nicht, sondern, indem ich mit der Hand nach oben wies: Ey, kumma. Aber wenn ich den Vorfall aufschreiben müßte, würde ich nur ungern verzichten auf ein wenig Mondglanz und -glut.



Die Sonntage von Duisburg-Beeck.  
Eine Jugend (2018)

## Der breite und der schmale Weg

Letzthin hat mich mein Bruder besucht. Wie es seine Art ist, aber nach längerer Autofahrt auch verständlich, ist er zunächst unruhig durchs Haus gelaufen und hat sich umgeschaut, fortwährend den Kopf schüttelnd, nicht wirklich, aber innerlich, nicht sichtbar, aber unübersehbar, im Grunde fassungslos darüber, wie man seit vierzig Jahren in dieser Einöde hat zubringen können, in dieser Zivilisationswüste, in der es weit und breit keinen zu Fuß erreichbaren Gasthof gibt, keinen Lebensmittelladen, keine Kirche, keine Postagentur, keinen Arzt, und dieses Urteil dann auch noch bestätigt bekommt vom eigenen Bruder, der immer wieder davon anfing, wie verhaßt ihm mittlerweile diese Lärmhölle sei, in jeder städtischen Seitenstraße könne man friedlicher, ruhiger, idyllischer, bürgerlich-freundlicher wohnen als in diesem industrialisierten Landrevier, in welchem es vor lauter Lärmmaschinen, nie abbreißendem Lastwagenverkehr, stumpfsinnigster Autodröhnmusik et cetera, vom Rasenmähen, Motocross quer durch den Wald, Traktorengetöse alle Tage, vom Tontaubenschießen und Drohnenflug am Sonntagmorgen ganz zu schweigen, nicht mehr zum Aushalten sei. Andererseits gebe es immer noch Ruhenschen, gebe es die geduldigen Bäume, den Raureif, den Nebel, die Linien der hügeligen Landschaft, den Buntspecht, den Rotmilan und drei, vier Leute, mit denen ein menschliches Wort möglich sei. Aber einen Landwirt suchst du hier vergeblich, rief ich, es gibt hier keinen Bauer mehr, nicht einen einzigen, kein Schwein grunzt dich an. Der Bruder schaute in alle Ecken, sah hier die Risse in der Fertighauswand, da den aufgequollenen Teppichboden, unter dem sich der billige alte Klebstoff gelöst hatte, und in meiner Schreibstube entdeckte er auf einem Bücherstapel tatsächlich seine alte Kinderbibel, die Heilige Schrift in farbigen Bildern, nach Holzschnitten des Julius Schnorr von Carolsfeld, die ich mir wohl einmal von ihm ausgeliehen

und, wie in solchen Fällen üblich, nicht mehr zurückgegeben hatte. Beinahe gerührt schlug er sie auf und las auf dem Vorsatzblatt die Widmung unseres Großvaters, der, in seiner schönen, besonders bei den Großbuchstaben kunstvollen Handschrift hineingeschrieben hatte, dies sei ein Geschenk der Großmutter, zu Ostern 1960, da war mein Bruder gerade sieben Jahre alt.

Die Bilder hätten ihn damals stark beeindruckt, sagte er, und auch mein Kinderauge, erinnere ich mich jetzt, konnte sich damals an den Abbildungen in dem eigenen Exemplar, welches aber verloren gegangen ist, nicht satt sehen. Es zeigte sogar, was doch eigentlich gemäß dem zweiten Gebot verboten ist, gleich auf der zweiten Seite ein Bildnis des himmlischen Vaters, eines vollbärtigen älteren Herrn, der sich aus rauchumfänglichem Gewölk dem gottesfürchtigen, lammfrommen Abel zuwendet und dessen Brandopfer mit ausgestreckten Armen willkommen heißt. Zur Rechten wie zur Linken der steinernen Feuerstelle sieht man zwei halbe Schafe herniedersinken, deren Hinterteile bereits in lodernen Flammen brutzeln. Kain blickt scheel zu seinem Bruder herüber, sein Gesicht hat sich verfinstert. [...]

Der Bruder setzte sich an das alte Klavier, das, seit Jahren verstimmt, nur mehr als vertrautes Möbelstück dasteht und, auf welchem die kleinen Kinder aus der Nachbarschaft, verschlägt es sie für kurze Zeit in unsere dunklen Räume, herumklimpern und ihre Dreizehn-Ton-Musik einüben. Ich zeigte dem Bruder ein altes Foto des wunderbaren Fotografen Rudolf Holtappel, auf dem zwei Mädchen auf einen Schrebergarten zulaufen, oder wohnten da Leute?, just unterhalb einer Grenzmauer zum Gelände der August-Thyssen-Hütte, Industriedampf steigt auf, die Mädchen mit Zöpfen, in taillierten Kleidern, in Kniestrümpfen, die freien Arme wie Flügel ausgestreckt, sie tragen, jedes eine Hand am Henkel, eine Tasche herbei, sie haben es eilig, andere Kinder kommen ihnen entgegen, ein Junge auf einem Roller, im Hintergrund eine Mutter, sie

hängt Wäsche auf die Leine. Hörst du nicht auch aus der Tiefe des Gartens die rauchige Stimme von Rocco Granata? fragte ich den Bruder.

Umgekehrt setze ich mich einmal im Monat in den Zug und fahre gut hundert Kilometer durchs Rheinland unserer Mutter entgegen. In dem sogenannten Regionalexpreß kommt mir immer wieder eine andere Eisenbahn in den Sinn, die mir seit der Kindheit in Erinnerung geblieben ist: ein als unauffälliges Detail in ein seltsames Bild hineingemalter Personenzug, der, von einer Dampflok angetrieben, scheinbar friedlich an hochhausbestandenen Hügeln vorbeifährt, während im Hintergrund eine gewaltige Feuersbrunst wütet und die ersten Wolkenkratzer einstürzen. Die unsichtbaren Fahrgäste, so sie aus dem Fenster schauen, können einen prächtigen Regenbogen sehen, der sich über den Erdendunst wölbt. Dieses Gemälde mit dem Titel *Der breite und der schmale Weg*, das, ich sagte es, auch meinem Bruder noch heute im Kopf herumspukt, hatte die Gründerin der Stuttgarter Diakonissen-Anstalt, Charlotte Reihlen, Mitte des 19. Jahrhunderts entworfen und in Auftrag gegeben, wie ich heute weiß.

Während ich in dem Großraumwagen sitze, in der unteren Etage, um den lauten Jugendlichen zu entgehen, die sich naturgemäß in die obere begeben, denke ich an dieses letzten Endes schreckliche und abstoßende Bild, auf dessen linker Hälfte der breite Weg mit fröhlich flanierenden Menschen, einem Tanzpalast, einem Spielcasino und dem Gasthof *Weltsinn* dargestellt wird und der am oberen linken Bildrand in die ewige Verdammnis führt, eine Apokalypse, um welche die kleine Eisenbahn, eine weiße Rauchfahne hinter sich herziehend, einen Bogen zu machen scheint, tuut-tuut-tuut, als wüßte sie einen Ausweg, so deute ich es mir heute, wenn ich mir die Abbildung ansehe. [...]

## Die Verben der Gemütsbewegung

Den langen Schlabes nannten wir Schlabber. Dem wollten die Schamhaare nicht wachsen. Als wir Wind davon bekamen, stellten wir uns im Klassenraum um ihn herum, rieben mit dem Zeigefinger unseren Handteller und stimmten einen häßlichen Heulton an. Ofenmann! riefen wir dann, immer wieder: Ofenmann! Sein Vater arbeitete bei Thyssen, die vielköpfige Familie lebte, hieß es, von der Wohlfahrt und brauchte kein Schulgeld zu bezahlen. Wir nannten ihn Schlabber, weil er Hosen trug, die seinem älteren Bruder zu klein geworden waren, ihm selbst aber um die Beine schlabberten, wir packten ihn, wie er kreischte!, und schlangen ihn in Kopfhöhe hin und her, grölten unsere Spottgesänge.

In den großen Pausen gab's regelmäßig Kloppereien; binnen Sekunden bildete sich eine Traube Schaulustiger, die auch nach dem Eingreifen der aufsichtführenden Studienräte sich nur langsam auflöste. Manchmal skandierten wir Schüler völlig grundlos, ins Leere hinein, ein anschwellendes *Hau ihn! Hau ihn!* und überließen den nervös herzueilenden Pädagogen seiner Verblüffung, denn da waren gar keine Streithähne, die er hätte trennen müssen: Unser Gelächter trieb ihn davon und entschädigte für vieles.

Schlägertypen gab's auch unter den Lehrern; ins Gesicht schlug der einbeinige Geschichtslehrer; der glasäugige Mathelehrer zog an den feinen, fassonkurzen Haaren über den Ohren; der lateinische Altmeister verteilte quer durch die Bank Klapse auf den Hinterkopf («vor Gebrauch zu schütteln»), wer die Antwort wußte, blieb verschont: *porta crepat, die Tür knarrt*; der asketische Zeichenlehrer hieb mit dem Zeigestock auf die Finger, die schon bald beim Linolschnitt mit dem Messer abglitten tief ins Fleisch; der kleinwüchsige Musiklehrer, der uns vom Klavierpodest herab alle Musikalität austrieb, ließ seinen Ohrfeigen ein derart

wütendes Donnerwetter folgen, daß uns das absolute Hören für immer verging.

Auf einem dieser naturgemäß beklemmenden Klassentreffen, wenn die Ehemaligen selber schon ergraut und in Rente sind, erzählte der alte Klassenlehrer, bei jenem Musiklehrer hätten sie in Mähren in der Kinderlandverschickung *Fort mit allen, die noch klagen, die mit uns den Weg nicht wagen* singen müssen, *fort mit jedem schwachen Knecht, nur wer stürmt, hat Lebensrecht*. Vor den Zeugnissen, so der Lehrer weiter, mußten sie einzeln vorsingen, er habe *Ein feste Burg ist unser Gott* gesungen, keine leichte Melodie, fügte er lächelnd hinzu, und er habe dafür nur ein Befriedigend bekommen. Ob er nicht besser *Ich bin Adolf Hitlers kleiner Soldat* gewählt hätte?

Wir aber, bei einem anderen Musiklehrer gute zwölf, vierzehn Jahre später, sangen im friedlichen Meiderich *Nur nicht wie die Unken, die da Wasser trunken, kla-hahaha-gen aus dem Teich ...*

Im Schulgottesdienst in der ersten Schulstunde am Donnerstagmorgen betete der Pfarrer mit den Worten Luthers um den Beistand eines heiligen Engels, damit auch an diesem Tage der böse Feind keine Macht an uns finde. Ach, mein verbibeltes, verfrömmeltes Jugendjasein, stihill, stihill, still, weil's Kindlein schlafen will. Auf einmal war ich ein Katechumene, war allen untertan. Ein Untertertianer. Nicht einmal ein Freischwimmer. Immer den unteren Weg gehen. Nur nicht wie die unten. Nur nicht wie die Unken. Unter Geiern. Ich blickte in den Sprachspiegel, die starken Verben waren die schwachen, zum Lachen, wie sie einnickten, ihre Stammformen radikal ändern mußten, singen, sang, gesungen, sum fui esse, ich hau dir inne Fresse. Einer der Lehrer hieß Heidelberg, von Rechts wegen Lateinlehrer, trug als Titel Dr. rer. nat. et pol. mit sich herum und wurde wegen seines bulligen Aussehens nach dem berühmten Boxer Carnera genannt. Er schielte und stank

nach kaltem Pfeifentabak, und auch er schlug aus Hilflosigkeit zu. Man ließ ihn evangelische Religion unterrichten, in pubertärer Willkür verlangten wir bei ihm das Absingen von Chorälen, um den eigentlichen Unterricht, das Verlesen trostlos langweiliger Referate, aufzulockern. Seine Noten gab er nach Wohlverhalten; in seinem Büchlein fanden wir das Kürzel »st« (für »stört«), das wir ausradierten, er bemerkte es nicht einmal. Mittels komplizierter Wasserleitungen überschwemmten wir seine ausgebeulten Jackettaschen, hefteten ihm Papierschlängen an die Kleidung, mit denen er in treuer Tragik, einem Sancho Pansa gleich, zum Lehrerzimmer zockelte. Er hatte die Angewohnheit, sich beim ambulanten Dozieren auf einer Schülerbank abzustützen, dabei hin und wieder den Standpunkt verändernd, was uns auf den Einfall brachte, eine Tintenlache über die Holzfläche laufen zu lassen, in welche Carneras breiter Daumen verwundert eintauchte. Und einmal, so will es die Fama, soll er die königsblaue Flüssigkeit mit seiner nikotingelben Zunge abgeleckt haben.

Ja, wir sangen bei Carnera, zum Beispiel *Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren*, ohne dabei die Lippen zu bewegen, mitten im Sommer summten wir *Leise rieselt der Schnee* und rückten mit den Bänken zusammen, so daß sich der wie geistesabwesend schwadronierende doppelte Doktor plötzlich von sperrigem Mobiliar eingekellt wiederfand. Carnera sprach französische Namenwörter ohne Nasal: Verdöng, Säng Schermäng.

*Affreux, terrible, horrible, épouvantable*, schrie ein anderer Studienrat mit Dokortitel, wenn er unsere Fehlleistungen im Französischunterricht geißelte und uns in gespielter Empörung synonyme Ausdrücke beibrachte für »gräßlich«, später (wenn ich mich nicht irre, si je ne me trompe pas) auch *abominable* und *dégueulace*.

Einmal suchte Dr. Kreft nach einem Schuldigen, alle standen stramm in bangem Hochmut: wie heftig errötete ich und war doch nicht der Gesuchte! So fiel ich auf, nach einer

knappen Frage ließ der Despot von mir ab. War er es aber nicht, der mich in einer Vertretungsstunde auf Hans Henny Jahnn und seine beklemmende Geschichte von *Ragna und Nils* aufmerksam machte? Oder verwechsle ich Ragna mit Robert Musils *Tonka*?

Namenlos hätte ich die Schule ertragen können, aber wir erhielten Eigennamen, Spitznamen, neue, verstümmelte Varianten, ironische Titel, wir wurden Nachtwächter, Holzfäller, Sachsen, Speckhaken. Nie war ich der Anführer, weder bei den Stolzen und Starken noch im Alphabet, das war mir recht, beim Zensurenlesen war ich eingebettet ins erste Viertel der Liste, wie könnte ich jene Reihe je vergessen: Antheck Becker Boltze Brakel Buchsteiner Dietrich Fallen Feldhoff ..., sie endete mit Sachsenröder und Tiefenbach. Dieser Tiefenbach wurde später Professor der Altgermanistik und gilt heute als führender Gelehrter in der Erforschung des Altsächsischen, insbesondere als Spezialist für alte Namen. Im Gymnasium wurden wir beim Familiennamen genannt und redeten uns auch untereinander so an! Nur der junge Klassenlehrer nannte uns beim Vornamen und behielt das auch in der Oberstufe bei, während uns die anderen Studienräte gleichzeitig siezten: Feldhoff, halten Sie die Klappe!

Namen meiner Lehrer: Asche, Schrage, Hartmann, Ruffler, Wild, Hunnius. Dieser Hunnius wurde später Professor der Romanistik. Habilitiert hatte er sich mit einer Studie über den Modusgebrauch nach den Verben der Gemütsbewegung im Französischen. Ich wünschte, ich hätte in seinem Unterricht besser aufgepaßt. [...]

## Die Wiedergeborenen von Middelburg

Seit der Zeit, da ich selbst ein alter Mann geworden bin und als Großvater mit den Enkelkindern immer wieder fröhliche, selbstvergessene Stunden zubringe, die ich zu den glücklichsten meines Erdendaseins zähle, fahren wir regelmäßig gemeinsam an die Küste Zeelands, nehmen in Breskens die Fähre nach Vlissingen und fahren dann weiter mit einem knallgelben Zug nach Middelburg. Mit den Kindern durch diese schöne Stadt trudelnd, bezirzt von ihrer Neugier und Lebensfreude, werde ich selbst wieder zum Kind, das immerfort Eis, Cola, Chips, Pommes und Gummibärchen haben will, Poffertjes womöglich, und mit dem Fuß aufstampft, wenn nichts davon von den Großen genehmigt wird, und *Unfair!* ausruft oder *Das ist gemein!* Stillvergnügt denke ich in mich hinein, daß Middelburg einst das Zentrum einer das religiöse Leben dominierenden pietistischen Strömung gewesen ist, die alle Lebensfreude verdammt und die *Abtötung der eigenen Ichheit* gepredigt hat, eine Selbstmortifikation, wie gesagt worden ist, in seltsamem Widerspruch also, gebot mir mein Unverstand zu denken, zur christlichen Wiedergeburt. Wie es meine Art ist, die, behaupte ich hier, bei den Kindern gut ankommt, claro, werfe ich manchmal mitten in eine nach außen hin geordnete, scheinbar vernünftige Umgebung ein unvernünftiges zusammenhangloses Wort, wie einen Sprengsatz, der durchaus dann und wann Verstörung auslösen kann, bei den Großen, nicht bei den Kindern, bei den Kindern nach der ersten Verwunderung nicht selten den Nachahmungstrieb, kurz, in Middelburg warf ich in der sogenannten Fußgängerzone das Namenwort Labadie unters Volk und die Kinder riefen sofort BallaBalla und ich Schubidubidu und die Kinder wieder SchlabberSchlabber und ich Labadia und die Kinder Mammamia und ich endlich: Nu is nuch!

Daß ich in dieser Situation an einen berühmten mystischen Prediger aus dem 17. Jahrhundert, an Jean de Labadie hatte denken müssen, habe ich den Kindern natürlich nicht gesagt. Dieser außerordentliche Gottesmann, in seiner rhetorischen Außenwirkung vielleicht einem Billy Graham vergleichbar, um einen charismatischen Prediger aus meiner Lebenszeit zu nennen, insofern aber dem letztgenannten überlegen, als er zahlreiche bedeutsame und weitverbreitete religiöse Schriften verfaßt hat, z. B. über die »Sainte pèrte de soy en Dieu«, »Das heilige Sichverlieren in Gott« – Jean de Labadie also war für die Entstehung der Bibelstunde offenbar eine frühe Leitfigur gewesen, auch wenn das kaum jemand von den in Beeck und Meiderich und Dinslaken an den Sonntagnachmittagen in den Privatwohnungen im Namen Jesu Versammelten gewußt haben mag.

In Middelburg, schreibt Jean de Labadie vor 450 Jahren, seien auch die Kinder weiser geworden und umsichtiger, sofern ihnen die Alten mit gutem Beispiel vorangingen, welches die Jüngerer dann nachahmten. Während meine Kindeskinde umsichtig um sich blickten, ob es nicht etwa fremde Ohrenzeugen unserer generationenübergreifenden Labilität gegeben habe, ging mir das Lob des Jean de Labadie durch den Kopf, in Middelburg herrsche Vorsicht im Reden, Ehrbarkeit in den Sitten sowie Unterwürfigkeit im Gehorsam. Auch den Middelburger Eifer, mit dem die heiligen Versammlungen besucht würden, lobte er ausdrücklich, erinnerte ich mich. Und in der allwissenden Gesamtschau, die in jenem uns unbekanntem ewigen Außerhalb sich ereignet für und für, wird er wohl auch den Eifer meiner frommen Duisburger Vorfahren mit Wohlwollen wahrgenommen haben wie auch mit himmelsmilder Besorgnis den Abfall der Späteren vom alten Ernst.

Was den lieben Gott persönlich betrifft, erklärte ich den Kindern, der sieht bekanntlich alles, so hätte ich es gelernt und so sei es wohl auch, wahrscheinlich, allerhöchstwahrscheinlich, wir müßten also allezeit gut aufpassen bei dem,

was wir tun, auch jetzt hier in der Middelburger Kirche, schaut, da hängen extra Schilder, ich deutete auf die Piktogramme an der Portaltüre, die auf die Pflicht zu dezenter Kleidung beim Besuch des Gotteshauses hinwiesen, deutlich geschieden in Falsch und Richtig, in Gut und Böse, hier die, die Wohlgefallen finden vor den Augen des Allerhöchsten, da die anderen, die seinen Grimm hervorrufen. Dem dilettantischen Zeichner hatte es offensichtlich Mühe bereitet, das Verwerfliche, das Unziemliche erkennbar, aber eben nur schwach anzudeuten: die Dummlichkeit des Muscleshirts, die Kürze der Röcke, die Untiefe des Dekolletés, den bauchnabelfreien Top. Den Bauchschnabel darf man in der Kirche niemandem zeigen, sagte ich. Ehrlich? fragte die achtjährige Emma, und wenn doch?, und wenn der liebe Gott einmal wegkuckt? Für diesen vorhergesehenen Fall gibt es die Überwachungskamera, sagte ich, und das überzeugte dann auch den elfjährigen Max.

Am Abend zurück auf der anderen Seite der Schelde übten wir Hände falten und Augen schließen und Ohren wackeln und Däumchen drehen und spielten Sching Schang Schong und drehten lange Nasen und legten Hasenohren an und streckten die Zunge raus und am Ende hatte ich trotzdem keine Chance gegen das megacoole Spiel auf dem Smartphone. Zur *godenacht* hernach im zeeländischen Bett das von *mijn jong, mijn dorn* erwünschte, alles Halbalberne zurücklassende Gutenachtgebet: Lieber Gott, ich danke dir, du warst den ganzen Tag bei mir, nun bleib auch bei mir diese Nacht, und schick ein Englein, das bei mir wacht, und laß mich schlafen still und fein, auch – und dann kam die Litanei aller ihnen bekannten lieben und teuren Namen, ein Fürbittengebet, das nicht in den Wind, in den Seewind gesprochen war, ich hörte und empfand es als etwas Heiliges, jemanden bei seinem Namen zu nennen, war hier eine heilige Handlung, und der Großvater gehörte dazu.

Das formelhafte Beten wäre unter der Aufsicht des großen Jean de Labadie, den ich hier bei aller Ablenkung durch die

quicklebendigen Kinder nicht aus den Augen verlieren will, unerwünscht gewesen, der Glaube war für ihn eine Herzenssache, kein Absolvieren frommer Pflichten, er würde die Kinder zu freieren Sätzen, frisch von der Leber?, nein, aus der Seele gesprochenen, angehalten haben, wie dies in Middelburg geschah in den von ihm gegründeten Konventikeln, den Vorläufern unserer Bibelstunde. [...]

Die Bibelstunde damals in den Duisburger Vororten, sage ich mir jetzt immer öfter, wenn ich heute durch mein unkirchliches Dorf gehe, hat dich wie nichts anderes geistig und geistlich geprägt, da saßen zwei oder drei und zwanzig Menschen beisammen im Namen des Gottessohnes und begannen ihre unzeitgemäße Versammlung mit dem Satz: Die Zeit ist da.

Ob mir jemand von den Abgeschiedenen der Familie über die Schulter schaut beim Schreiben über ihre Vergangenheit? Die mir besonders Nahestehenden, die Großeltern väterlicherseits, der Vater vielleicht? Wenn ich sie mir aus dem Irdischen fortdenke ins unbekannte Danach, den frommen Dietrich also, die demütige Elisabeth, die nun beide dem Wunderbaren König, wie sie es auf Erden erwartungsvoll gesungen haben, *Tag und Nacht gebücket dienen*, gemeinsam mit den Cherubinen, und den so früh dahingegangenen Vater, den vielleicht nun fröhlichen Heinrich, der ja im ewigen Jetzt nimmermehr den Tod fürchten muß – sie alle nehmen am sterblichen Geschreibsel ihres *Warte nur balde*-Nachkommenden möglicherweise keinen Anteil, sind aber gewiß, sage ich trotzig, dankbar für meine Anhänglichkeit und das auch in ihrem Anderswo als kostbar empfundene Unvergessen.

Am Vorabend unserer Osterreise an die holländische Küste hatte ich in den Aufzeichnungen des Literaturheiligen Franz K. die seltsame Geschichte gelesen, in welcher ein Olympiasieger in Antwerpen mehrere Goldmedaillen im Schwimmen gewonnen und zugleich einen neuen Weltrekord aufgestellt hatte. Auf dem anschließenden Festbankett

verblüffte der Olympiasieger die versammelte Festgesellschaft mit der Erklärung, er wisse selbst nicht, wie ihm dieser Erfolg gelungen sei, denn eigentlich könne er gar nicht schwimmen. Die Enkelkinder hatte ich noch jüngst selber in einem unserer beinahe täglichen Gespräche am Telefon verblüffen wollen, indem ich nämlich der achtjährigen Emma, die sich darüber verwundert zeigte, daß man den Osterhasen nie zu Gesicht bekomme, erklärte, eigentlich, hätte ich gehört, gebe es den Osterhasen gar nicht, was sie ungerührt zur Kenntnis nahm, Max habe so etwas auch schon angedeutet. Ihr großer Bruder hatte mich übrigens seinerseits gefragt, ob ich ihm sagen könne, wie denn die Auferstehung von Jesus zu begreifen sei, ein Toter könne doch gar nicht wieder lebendig werden. Ich darauf: Eigentlich habe es den auferstandenen Jesus gar nicht gegeben, das sei eine Erfindung der Anhänger Jesu gewesen, die in ihrer übergroßen Trauer den Tod ihres Meisters nicht hätten wahrhaben wollen, woraufhin Max zehn Sekunden lang geschwiegen hat und ich Emma im Hintergrund habe lachen hören. Ich nahm mir vor, wenn wir am Ostermontag über den Strand laufen würden, mir die Kinder zu Seite zu nehmen und ihnen, das milde Wellenrauschen in den Ohren, schonend beizubringen, daß es sie, Max und Emma, eigentlich gar nicht gebe, sondern sie sogleich, von einer Sekunde zur anderen, schon wieder ganz andere seien und sie eigentlich meine Großeltern seien und ich ihr Enkelkind, und im Meer dort vor uns, das wißt ihr besser als ich, sind wir alle nur Nichtschwimmer.



Statt eines Lebenslaufs (2020)

Geboren bin ich im Mai 1945, in Steinheim, Westfalen, habe also im Bunker des Mutterleibs überlebt. Die allererste Kindheit verbrachte ich am Niederrhein, die Jugend dann in Duisburg, davon erzählt, noch im alten Jahrhundert, mein Buch *Waffelbruch*, ein Langgedicht. Nach dem Abitur am Max-Planck-Gymnasium in Meiderich studierte ich in Münster Germanistik und Romanistik, machte der Liebe und der ärgerlichen Abhängigkeit vom Elternhaus wegen rasch die notwendigen Examen und übernahm, noch in Duisburg, an der damaligen Annette-von-Droste-Hülshoff-Realschule als Lehrer eine Planstelle.

Nachdem der Vater 1971, nachdem in gewisser Weise auch Gott gestorben war, schrieb ich *Ich wollt, ich wär der liebe Gott*. In der Vaterlosigkeit war ich inzwischen aufs Land gewechselt, in den Westerwald gezogen, aber das half nicht weiter, acht Jahre später hieß der nächste Gedichtband *Wiederbelebungsversuche*. Alles Mögliche wurde darin reanimiert, aber naturgemäß nicht das oder der Eigentliche. Es war die Zeit des politischen Engagements, der Westerwald eine mitunter raue, kalte Gegend, zuzeiten aber auch lieblich und, damals im alten Jahrhundert, vielerorts noch richtig einsam und still; einmal, als ich so für mich hin nachmittags über die Felder ging, traf ich auf einen Landmann, der musterte mich von oben bis unten und fragte mitleidig: Na Jung, schaffste nix?

Die öffentliche Illusion, der sozial-demokratische Mensch könne es schon schaffen, war groß, zur Not, wenn nicht solidarisch mit anderen, auch allein. Doch die Kälte der Vergeblichkeit, die Einsamkeit blieben, es blieb: *Die Notwendigkeit, bibbernd zusammenzurücken*, Gedichte, Gedichte, bald darauf *Tuchführung*, womit ich auch an die Familie und den Vater, den Textilhändler, anschloß. Allmählich hatte mich der Westerwald in seiner herben Schönheit und Vielfalt für sich eingenommen, Rückkehrwünsche in die Stadt erstarben. *Als wir einmal Äpfel pflücken wollten*

nannte der Lektor mein Buch, der erste Titel, den ein anderer festsetzte. Das Apfel-Gedicht hatte eine Besonderheit: die Titelzeile stand da als Unterschrift, nicht als Überschrift, verstärkte also den Charakter einer Besiegelung: So ist es, so soll es gut sein.

*Mehr Licht!* suchte und fand ich dann aber in der Provence und in eigenen poetischen *Notizen* aus Roussillon, dem Ockerdorf, Becketts Zufluchtsort im Zweiten Weltkrieg, oder aus Lourmarin, wo Albert Camus begraben liegt. Über Camus schrieb ich, noch in meinen Lehrerjahren an der Kooperativen Gesamtschule in Altenkirchen, eine kleine Biographie, *Paris, Algier*, nachdem ich zuvor die Lebensgeschichte des Henry David Thoreau verfaßt hatte, also jenes Mannes aus Concord/Massachusetts, der *Walden oder Leben in den Wäldern* geschrieben hat und als Begründer des zivilen Ungehorsams gilt. Zur Vorbereitung der Manuskripte von *Paris, Algier* sowie *Vom Glück des Ungehorsams* ging ich auch an den Wochenenden in meine Realschule, wo ich in leeren Klassenräumen die vielen hundert Dokumente und Konzeptpapiere auf den Bänken verteilen konnte.

Und einmal habe ich gemeinsam mit meinen Schülern ein Büchlein herausgebracht: *Von Bäumen und Menschen*, es enthielt wunderbare Geschichten aus ihrem Leben. Wie stolz war ich, als ihr Erzähltrainer, sie ihnen entlockt zu haben. Stolz war ich auch, daß es einige meiner Gedichte in die Lesebücher schafften, darunter *Fünzig verwünschte Schlümpfe*, 50 zungenbrecherische Varianten, von »Fünfzisch verzüchtete Lümpel« über »Fünzich hühlümpische Münchel« bis zu »Fünfviech vermünschte Sümpel«. Ein andermal veranstaltete ich den bundesweit ausgeschriebenen Wettbewerb »Gedichte zum Auswendiglernen«, selbst die dpa machte mit, die Schlagzeile »Tausend Mark für ein Gedicht« lieferte mir tatsächlich tausend Gedichte zeitgenössischer, also lebender Autoren ins Haus, das Preisgeld hatte ich mir von zwei Volkshochschulen besorgt. Juroren waren

die Schüler selbst, sie wählten keinen Etablierten, also nicht Robert Gernhardt, Ernst Jandl oder Peter Rühmkorf oder andere Prominente, die ich zur Teilnahme hatte anstiften können, Rose Ausländer lebte noch, auch Hilde Domin – die Schüler entschieden sich für einen Bergmann aus Ahlen, für einen Arbeiterschriftsteller, wie man damals sagte, für Herbert Berger und sein Gedicht *Zwölf Sekunden*, das die letzten Sekunden, damals noch ohne Werbung, vor der Tagesschau beschreibt, private Ahnung und Gegenwart kurz vor der überwältigenden Aktualität. Übrigens hatte ich mich unter Pseudonym mit einem eigenen Gedicht beteiligt, und war, schon wieder, stolz, ziemlich weit vorne in der Gunst der Schüler gelandet zu sein.

Als ich für alle Beteiligten überraschend aus dem Schuldienst ausschied, am überraschendsten für mich selbst, begann ich mein bis heute unveröffentlichtes *Tagebuch eines Dienstunfähigen*, immerhin hat das von mir ins Auge gefaßte Nachlaßarchiv in Münster bereits sein Interesse an der Aufbewahrung bekundet.

Inzwischen war ich, über das lyrisch Verknappte hinaus, beinahe unversehens in die Prosa geraten; da mir die täglichen jugendlichen Gesprächspartner abhanden gekommen waren, machte ich mir zunehmend Notizen. Als das erste Notizbuch vollgeschrieben war, ließ ich es in der Straßenbahn, von einer Heidegger-Vorlesung heimkehrend, auf der Strecke Bonn–Siegburg liegen; in meiner Verzweiflung über diesen Verlust schrieb ich immer heftiger und häufiger Erlebtes, Erlesenes, Erdachtes nieder, ließ mich auch anregen von den Großmeistern der kleinen Prosa, literarischer Aufzeichnungen und Aphorismen, ich nenne hier nur Jules Renard, Elias Canetti und Peter Handke, und brachte schließlich *Kafkas Hund* heraus. Dem Untertitel *Der Verwirrte im Sonntagsstaat* ist anzumerken, daß er etwas mit dem elterlichen Textilhaus und der Frömmigkeit meiner

Familie zu tun haben könnte; paradox das Langwort »Kürzestgeschichten« für diese Prosaminiaturen. Und zudem deren Vielzahl, hunderte ...

Meinte der Titel des nachfolgenden Erzählbands, *Der löchrige Himmel*, nicht ebenfalls eine religiöse Dimension? Vordergründig bezog er sich auf ein *Stillgelegtes Fahrzeug*, ein frühes Gedicht – der Künstler spielt ja nicht ungerne mit metaphysischem Tiefsinn. Und täuscht sich in diesem Wechselspiel von Oberfläche und Tiefe oft selbst. Nietzsche war ein Meister dieses Maskenspiels – über ihn habe ich, maskiert als Biographie seines Freundes Paul Deussen aus Oberdreis (wo ich wohne), mein umfänglichstes Buch geschrieben: *Nietzsches Freund*. Es führte zur Freundschaft mit seinem gleichnamigen Enkel aus New York, zu einer Übersetzung ins Rumänische und zu *Paul Deussen und ich. Nachträge aus Oberdreis*.

Im Zeichen der Globalisierung ging's weiter. So habe ich in aufregender Zusammenarbeit mit einer Koreanerin den historischen Roman *Schwarze Blume* von Kim Young-ha sowie surrealistische Erzählungen von Ysang übersetzt, letztere unter unserem Titel *Betriebsferien und andere Umstände*, indem ich die Rohfassungen von Hanju Yang in ein literarisch gültiges Deutsch umwandelte, eine Knochenarbeit, für die wir aber schließlich hohe Anerkennung fanden.

Doch lange genug hatte mich das Fremde vom Eigenen abgehalten. Mit der poetischen Kurzprosa in *Becketts Hose* ging es anspruchsvoll, aber praktisch unverkäuflich weiter, fast alle Verleger meiner Bücher machten auf die Dauer pleite. Die belebenden Erfahrungen beim biographischen Schreiben motivierten mich, meine in langen Jahren oft in der Nacht festgehaltenen Erinnerungsnotizen zu einer Familiengeschichte zu bündeln, zumal meine wichtigste Zeitzeugin, die eigene Mutter, uralt geworden, nicht mehr lange zu befragen sein würde. *Die Sonntage von Duisburg-Beeck* fanden in der Heimatstadt und darüber hinaus eine

große Beachtung, in der sogenannten Kritik gar keine. Das erste Kapitel einer möglichen Fortsetzung erschien in der Anthologie *Die untergründigen Jahre*, in welcher die damals »alternativen« Autoren aus der Zeit um 1970 erzählen.

## Nachwort

Die Bücher sind fast alle vergriffen, Restexemplare beim Autor auf Anfrage erhältlich. Einige wenige seiner Notate hat Heiner Feldhoff auf seiner Homepage zur Verfügung gestellt. Dennoch wird bei Durchsicht der dort vorbildlich präsentierten Werkschau deutlich: Im Grunde sind die Texte dieses Autors zu nicht geringen Teilen bereits verschwunden, nicht mehr lieferbar; zu zahlreichen Verlagen gibt es keine Postanschrift mehr, keinen Eintrag im Gewereregister. In der Literaturlandschaft ist Feldhoff vermutlich aufgrund seiner Kürzestgeschichten noch am ehesten in Erinnerung geblieben, bei älteren Leserinnen und Lesern vielleicht auch aufgrund seiner Lyrik. Doch grosso modo gilt: Nicht zuletzt die oft wechselnden Häuser, in denen seine Bücher erschienen, haben – marktstrategisch gedacht – ihm, dem Autor, eine höhere Sichtbarkeit verwehrt. Von seinen literarischen Titeln erschienen nur ein einziges Mal zwei im selben Verlag. Und diese publikatorische Unruhe ist sicher nicht dem Naturell des Schriftstellers geschuldet, nicht Produkt und Ergebnis seiner Launenhaftigkeit. Vielmehr musste (und muss) Feldhoff sich wie zahllose andere Autorinnen und Autoren im breiten Feld der Klein- und Regionalverlage orientieren, Kontakte knüpfen, Potentiale eruieren. Anfragen kommen teils auf Zuruf, ungeahnte Möglichkeiten bieten sich, zumindest manchmal, Druckkostenzuschüsse klopfen unverhofft doch noch an der Tür oder eben nicht, Verleger lassen sich überzeugen, entwickeln Sympathie für das Projekt. Es ist, bevor ein Band im Buchhandel zu erwerben ist, ein unaufhörlicher Strom von Nach- und Rückfragen, von Exposés, Erinnerungen, von Optionen und Absagen, der durch die Briefkästen der Bundesrepublik fließt, nein, floss, das passiert inzwischen ja digital.

Heiner Feldhoff, im Mai 1945 im ostwestfälischen Steinheim, Kreis Höxter, geboren, ist schon qua Geburt ein ungewöhnlicher Fall. Den Krieg überlebte er, wie er schreibt, im Bunker des Mutterbauchs. Dass er somit zur Riege der westfälischen Gegenwartsautoren zählt, ist purer Zufall (und ein nicht geringes Glück). Die Eltern besaßen ein Bekleidungsgeschäft in Duisburg, wo Feldhoff aufwuchs und, nach einem Studium der Germanistik und Romanistik, 1969 als Lehrer an der dortigen Annette-von-Droste-Hülshoff-Realschule seine erste Stelle antrat (also hier: eine valide Verknüpfung zur westfälischen Literatur). Seit 1972 wohnt Feldhoff im Westerwald, in Oberdreis, genauer gesagt im Ortsteil Lautzert. Das klingt sehr abgeschieden und still, zumindest Letzteres ist es jedoch ein Trugschluss, wie sich so mancher Mitschrift entnehmen lässt. Doch Feldhoff, der den Schuldienst 1996 quittierte – zuvor hatte er den renommierten, mit 12.000 DM dotierten Joseph-Breitbach-Preis erhalten –, klagt nicht über den Lärm oder Sonstiges. Er blickt auf die groteske Einrichtung der Welt bzw. Gegenwart mit einer Mischung aus Melancholie und Heiterkeit, mit nachdenklich-spöttischer Lust, mit selbstironischen Volten, auch die Verhältnisse seines eigenen Lebens betreffend. Die Kuriositäten und Seltsamkeiten werden mit sanfter Zuneigung präsentiert. Demontiert wird dabei freilich nichts, allenfalls einige zementierte Überzeugungen in den Köpfen der Leserschaft, liebgewonnene Vorurteile und gern gepflegte Meinungen irritiert, brüchige Fundamente freigelegt. Darüber hinaus betätigt Feldhoff sich nicht als gestikulierender Abräumer, weder in der Lyrik noch in der Prosa. Kein Furor, keine Sentenzen, kein bitteres Lamento. Stattdessen die kleinteiligen, meist sprachsensibel registrierten Verrutschungen im Lebensvollzug, die permanenten Ungenauigkeiten in unseren Äußerungen und Tätigkeiten. Eine Prosa »voller Vorbehalte und Selbstzweifel« hat es der Literaturwissenschaftler Franz Norbert Mennemeier einmal zutreffend genannt.

Die schiefen Verhältnisse der inneren und der äußeren Wirklichkeit. Ein Puzzle, das allenfalls partiell glückliche Fügungen aufweisen kann.

Es lassen sich bei Feldhoff schon anhand der Buchtitel gewisse Kontinuitäten rekonstruieren: Seine »Gebrauchtgedichte« im Debütband *Ich wollt, ich wär der liebe Gott* (1976) etwa sind auch Ausweis reflektierter Haltung: eine heiter-distanzierte wie kritisch-hellhörige Wahrnehmung der Außen- und Innenwelt. Die westdeutsche Wirklichkeit wird in den Blick genommen – von Bundesliga bis Berufsverbot –, doch findet kein literarischer Agendatourismus statt, nein, kein Tunnelblick auf Nachrichten- und Erregungswert, solche Einschränkungen möchte Feldhoff nicht (seine spöttischen Spitzen gegen die bürgerliche Dreifaltigkeit Fleiß, Gehorsam und Leistung sind dennoch unübersehbar). Hier geht es um Gedichte, Gewebtes, eine mit gewissem Aufwand erstellte Textur. Somit ist es auch wenig verwunderlich, dass der Autor zu Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn mit einem beachtlichen Apparat an Anmerkungen arbeitet: Keine seiner intertextuellen Anspielungen soll verloren gehen, kein spitzfindig versteckter Verweis auf politische Debatten übersehen werden (später befreit Feldhoff sich von diesem Ehrgeiz, lässt die Texte gewähren, vertraut auf eine aufmerksame Leserschaft). Zugleich legt der Autor – der Untertitel »Gebrauchtgedichte« ist ja markant – Wert darauf, dass sein Geschriebenes zum Gebrauch einlädt, zugleich aus Gebrauchtem, Aufgefundenem, Zitiertem, Anverwandeltm besteht: Es wird in Feldhoffs Fügungen neu justiert, gedreht, gewendet, zugespitzt, unbekanntem Kombinationen anvertraut.

Sein Band *Wiederbelebungsversuche* (1980) setzt dieses literarische Programm – wobei dem Autor alles forciert Programmatische suspekt ist – gewissermaßen fort, auch hier werden Fundsachen des Alltags, Lektüreschnipsel, Einfälle und Sprachspiele mit Wortwitz ausgebracht, in äußerst munterer Weise präsentiert, mal Agitprop, mal eher poésie

pure. Reflexe auf die Realität schneiden sich mit literarischen Texturen, assoziativen Klangfeldern. Der Schriftstellerkollege Kurt Marti schrieb damals in seiner Rezension: »Eine große Spannweite und Abwechslung im Ganzen, die mich keinen Augenblick gelangweilt hat, zumal auch die sprachlichen und metaphorischen Mikroteile von seltener Frische und Unverbrauchtheit sind.« Dieses stark spielerische Element ist auch in Feldhoffs Band *Die Notwendigkeit bibbernd zusammenzurücken* (1984) vorhanden; im Klappentext heißt es, eine Spur zu poetisch: »Ohne die frostigen Grautöne im Hier und Jetzt zu ignorieren, wirken diese Gedichte aufklärerisch, d.h. aufheiternd: als beherzte Lebewesen, die aus der Wärme kommen.« Der (angestrenzte) Versuch, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen, ist hier überdeutlich, doch ohne solche Verkaufsprosa war den Verlagen ihr Geschäft zu unsicher, zu heikel. Ob Feldhoff selbst mit seinen Texten solch einvernehmliche Wärme und Nähe produzieren mochte, bleibt durchaus fraglich, ist ihr Ton doch meist eher kühl und gewitzt, gibt Hinweise auf die literarische Konstruktion, die Lust am Sprachmaterial, dessen Eigenaktivität. Ob dabei, trotz aller Verfremdung, »Glücksahnungen« vermittelt werden – noch einmal der Klappentext –, bleibt der individuellen Lektüreerfahrung überlassen. Die Gegenseite, so würde Feldhoff wohl mutmaßlich zustimmen, also das Stolpern, Zagen, Zaudern und partielle Scheitern, müsste zumindest ebenso in den Blick genommen, als Kontrapunkt mitgedacht werden. Dem Autor selbst hilft augenscheinlich immer wieder ein nicht geringes Maß an Ironie: sich wechselseitig auspendelnde Bewegungen, die Unwucht wird so aufgenommen.

In seinem Langgedicht *Waffelbruch oder Was allen in die Kindheit scheint* (1996) hat Feldhoff diese Verschränkung spielerischer Leichtigkeit und wortgewitzter Schärfe mit einer Prise Melancholie aufgezeigt; Mangelserfahrungen und Sorgen ragen ins aufwachsende Ich hinein, ziehen lange

Schatten. Noch die schönsten Anekdoten und schillerndsten Momentaufnahmen sind leicht getrübt durch Nebenerfahrungen, Anbeigeschichten; augenöffnende Reflexionen, ein spätes Verständnis. Diese autobiographischen Fragmente einer zugleich in Teilen kollektiven Erfahrung ziehen als Konzentrat in Feldhoffs gut zwanzig Jahre später erschienenen Erinnerungsband *Die Sonntage von Duisburg-Beeck* (2018) ein. Dabei geht es in diesen Nachspürungen nicht nur um eine konkrete Kindheit und Jugend im Ruhrgebiet, sondern immer auch um die Frage nach der gewachsenen gesellschaftlichen Verfasstheit und nicht zuletzt um die fragend-staunende Betrachtung einer späteren Autorschaft, errichtet auf dem durchaus rissigen Fundament dieser vorliegenden Biografie.

Es ist vor allem eine Arbeit am Ausdruck, präzise, knapp, aber auch schillernd mehrdeutig, die Feldhoff – hier und da Referenzen versteckend – bis zur Perfektion treibt und weiter verfeinert, beginnend mit seinen »Notizen aus der Provence«, erschienen unter dem Aufruf *Mehr Licht!* (1987), wengleich diese verdichtete Prosa sich stärker als die späteren Kürzestgeschichten noch als Sammlung von Miniaturen einer Landschafts- und Reiseerfahrung rahmen lässt. Diese sind spürbar rückgebunden an die Autorenbiografie, machen aber gleichwohl Ausflüge in die Malerei und Philosophie, in die Lektüren Feldhoffs, einiger ihm wichtiger Autoren, nicht zuletzt Thoreau (dem er im Jahr darauf unter dem Titel *Vom Glück des Ungehorsams* ein Porträt widmete).

Mit den in *Kafkas Hund oder Der Verwirrte im Sonntagsstaat* (2001) versammelten »Kürzestgeschichten« hat Feldhoff unbestritten eine Marke in seiner schriftstellerischen Laufbahn erreicht; für eine frühere Version dieser Texte hatte er 1996 den Joseph-Breitbach-Preis erhalten. Dass er noch im selben Jahr den Schuldienst quittierte, sich ganz auf das Abenteuer der Schriftstellerei einließ, ist in diesem Zusammenhang ebenso bemerkenswert wie die Tatsache, dass es

noch fünf Jahre dauerte, bis die finale Version dieser »Kürzestgeschichten« erschien. Vermutlich, so die naheliegende These, hat dies nicht nur mit dem Perfektionismus des Autors, sondern auch mit einer aufreibenden Verlagssuche zu tun. Dass der Band schließlich bei Klöpfer & Meyer unterkam, ist eine glückliche Fügung, gleichwohl wäre dieser im deutschsprachigen Raum selten in dieser Form überzeugenden Kurzprosa mehr Aufmerksamkeit zu wünschen gewesen. Dass Feldhoff mit den Kürzestgeschichten einen ganz eigenen Ton, einen unverwechselbaren Stil entwickelt und gefunden hat, wird auch in der für dieses schmale Lesebuch getroffenen Auswahl deutlich. Es handelt sich, wie es damals in der Verlagsankündigung treffend hieß, um »eine Sammlung von über zweihundert existenzhellenden Denk- und Wirklichkeitsbildern in einer poetisch kommentierten Gestimmtheit aus Witz und Ernst, Trauer und Trotz«, die sich an jeder beliebigen Stelle aufschlagen lässt und zum Lesen, Stöbern, Stolpern einlädt. Jede dieser Kürzestgeschichten ist »ein Fragment erzählter Welt, das die Imagination nachhaltig in Gang setzt«. Es handelt sich, noch einmal die Verlagsankündigung, um eine »kleine Prosa von großer Dichte, in der sich das Komische mit dem Heiligen verbindet, schüchterne Frömmigkeit mit nüchterner Fröhlichkeit« – und das in einer enorm geschliffenen Sprache. Besonders hervorgehoben wurde in den Besprechungen zum Band neben der stilistischen Sicherheit des Autors nicht zuletzt die Tatsache, dass diese Prosa »erfreulich unpräzise« sei und es sich bei Feldhoff um einen »passionierten Liebhaber des Wortes« handle. Ein Buch zum Selberdenken, teils störrisch, ebenso gewitzt wie kühn, dass der Sprache immer wieder ebenso schöne wie ungewohnte Auftritte beschert. – Zwar legte Feldhoff vierzehn Jahre später mit *Becketts Hose* (2015) im selben Verlag einen Nachfolger vor, doch wollte er sich offensichtlich als Schriftsteller nicht für immer auf die Kurzprosa fixieren,

sich derart bändigen lassen: Nicht nur der Kopf und Körper, auch die Schreibweisen, Erkenntnisse und Interessen wachsen und wuchern, verändern sich im Laufe der Zeit beständig.

Vor diesem Hintergrund erschien etwa *Der löchrige Himmel* (2005), ein Band mit Erzählungen, »die menschliches Leben erfassen – einschließlich des Kummers, des Entzückens und der leisen Ahnungen«. Es handelt sich laut Klappentext um eine Porträtsammlung, »Menschen in ihrer unvollkommenen Alltagsrealität«, auf tragische Weise komisch in ihrem Scheitern, teils ebenso unverhofft getragen von augenblicklichem Glück. Wer aber annahm, Feldhoff würde seine stilsichere Prosa nun auch auf Langstrecke ausprobieren – die vermeintliche Königsgattung Roman –, sah sich getäuscht; zumindest wurden derartige Versuche nicht publiziert. Stattdessen wandte Feldhoff sich für etliche Jahre, verbunden mit sehr intensiven Recherchen und entsprechender Vorarbeit, der Lebensgeschichte des Philosophiehistorikers Paul Deussen zu, eine intellektuelle Figur irgendwo zwischen Schopenhauer und Nietzsche, anders als Letzterer ideengeschichtlich jedoch eindeutig mehr dem 19. Jahrhundert zuzurechnen. Zum einen faszinierte Feldhoff an Deussen dessen Freundschaft zu Friedrich Nietzsche, zum anderen elektrisierte ihn die Tatsache, dass neben Friedrich Wilhelm Raiffeisen und August Sander noch eine dritte wichtige Figur aus dem Westerwald, in diesem konkreten Fall sogar tatsächlich aus seinem kleinen Dorf, der Ortschaft Oberdreis, kam. In *Nietzsches Freund. Die Lebensgeschichte des Paul Deussen* (2008), erschienen im Wissenschaftsverlag Böhlau, mit dem Anspruch intellektueller Redlichkeit geschrieben, taucht aber, kaum überraschend, ebenso das erzählerische Talent Feldhoffs auf. Deussen war Indologe, Gründer der Schopenhauer-Gesellschaft und vor allem aufgrund seiner Übersetzung vedischer Schriften bekannt. Feldhoff beschreibt ebenso präzise wie anschaulich dessen Lebensweg vom Westerwälder Pastorensohn zum

Philosophieprofessor in Kiel. In seinen »Nachträgen aus Oberdreis«, erschienen unter dem Titel *Paul Deussen und ich* (2011), hat Feldhoff angesichts seiner Faszination für diese Biografie noch einige schöne, ebenso gewitzte wie subjektive Reflexionen geliefert; es handelt sich um eine formal sehr offene Sammlung, die sich Deussen und seiner Zeit in Form von Fragmenten nähert, Einzelteile zusammenträgt, in einen befruchtenden Austausch bringt. In den letzten zehn, zwölf Jahren hat Feldhoff sich aber radikal der eigenen Lebensgeschichte genähert, nicht zuletzt eine Erscheinung des Alters: Im Angesicht der unabweisbar erscheinenden Endlichkeit rücken die eigenen Verhältnisse und Begebenheiten stärker in den Vordergrund; in Feldhoffs Fall wird diese Konstellation durch den langsamen Abschied von der eigenen Mutter forciert. Zum Konnex zwischen Erinnern, Schreiben und Sterblichkeit wurden Regalmeter gefüllt, durch Feldhoffs *Die Sonntage von Duisburg-Beeck* (2018), sein bislang umfangreichster Band, wird diese Symbiose noch einmal eindrücklich bestätigt. Der Erzähler steht in verschiedenen Zeithorizonten und Erfahrungsmomenten: Er ist ein erwachsener Sohn, Kind, Vater und nicht zuletzt ein alter Mann, der durch Enkelsohn und -tochter noch einmal einen ganz neuen, ebenso fragenden und rumalbernden Zugang zur Welt, ihrer sprachlichen Verfasstheit erhält. An anderer Stelle notiert Feldhoff hierzu passend: »Auf einmal wurden ihm die vertrautesten Wörter fremd, ja unheimlich: Mittwoch oder Steinheim oder Schlafanzug. Seine Rettung war dann, das Wort in der Weise seiner Heimat auszusprechen: Schlawwanzuch.« Das besänftigende Heil und das irritierende Rätsel liegen im Wortmaterial oft nah beieinander. Doch auch die Schrecken des letzten Jahrhunderts werden in Feldhoffs Erinnerungsbuch erforscht, als biographisches und kollektives Gedächtnis gleichermaßen artikuliert.

Zum Abschluss ließe sich aus den *Landzungen. Notizen aus nichtigem Anlaß* (2003) noch viel zitieren, hinreißende Notate, die es nicht mehr in die Auswahl geschafft haben, doch dieses Lesebuch soll eben nicht nur einen Einblick geben, sondern Lust machen zum Weiterlesen. Es sei zum Ausklang nur eine Notiz zitiert, um abzutauchen in Feldhoffs Ton, irgendwo zwischen lakonischer Eleganz und milder Niedergeschlagenheit: »Fast gut, die Schulnote, über die meine Mutter sich immer geärgert hat. Aber in dieser Güte minus Schönheitsfehler, in diesem Zwei minus liegt alles Geglückte des menschlichen Lebens, mehr ist nicht drin.« In diesem flirrenden Changieren zwischen pragmatischer Ernüchterung und tapferer Ehrlichkeit gegenüber sich selbst steckt eine breite Palette an Wahrnehmungen und Reflexionen. Mischverhältnisse. Was bei dieser Prosa Feldhoffs immer hilft: die vorgeschriebene Pause, wie der Autor selbst in seiner sporadischen Mitschrift des Alltags der Anzeigetafel eines parkenden Busses entnimmt.

## Textnachweise

*Ich wollt, ich wär der liebe Gott. Gebrauchtedichte.* Darmstadt: Bläschke [1976], S. 12, 24, 34f., 62f.; *Wiederbelebungsversuche. Gedichte.* Horn-Bad Meinberg: Verlag der Manufactur 1980, S. 32, 44, 57, 66f., 88, 100; *Die Notwendigkeit, bibbernd zusammenzurücken. Gedichte.* Landau: Pfälzische Verlagsanstalt 1984, S. 5, 11, 22f., 55, 86f.; *Als wir einmal Äpfel pflücken wollten. Gedichte.* Stuttgart: Spectrum 1985, S. 2, 6, 12, 17; *Tuchföhlung. Gedichte.* Rhodt unter Rietburg: Verlag Junge Literatur 1986, S. 6, 32, 42; *Mehr Licht! Notizen aus der Provence.* Mainz: Hempel 1987, S. 6, 7, 13, 14, 18, 24, 27, 30, 33, 48; *Vom Glück des Ungehorsams. Die Lebensgeschichte des Henry David Thoreau.* Weinheim: Beltz & Gelberg 1989, S. 35–40; *Waffelbruch oder Was allen in die Kindheit scheint.* Blieskastel: Gollenstein 1996, S. 139–142; *Kafkas Hund oder Der Verwirrte im Sonntagsstaat. Kürzestgeschichten.* Tübingen: Klöpfer & Meyer 2001, S. 9, 13, 17, 29, 34f., 35f., 50, 51, 56, 57, 63, 68, 73, 111, 112, 117, 124, 136; *Landzungen. Notizen aus nichtigem Anlaß.* Neuwied: Blum 2003, S. 7, 13, 15, 16, 19, 21, 23, 28, 35, 36; *Der löchrige Himmel. Erzählungen.* Frankfurt am Main: Brandes & Apsel 2005, S. 51–55, 56f.; *Nietzsches Freund. Die Lebensgeschichte des Paul Deussen.* Köln: Böhlau 2008, S. 9–14; *Paul Deussen und ich. Nachträge aus Oberdreis.* Bielefeld: Aisthesis 2011, S. 9–14, 22, 23, 40, 41, 43; *Becketts Hose. Kürzestgeschichten.* Tübingen: Klöpfer & Meyer 2015, S. 7f., 8f., 18f., 26, 27f., 31f., 33, 34, 39, 54, 55f., 61, 62, 69f., 70f., 95f., 98f.; *Die Sonntage von Duisburg-Beeck. Eine Jugend.* Zell-Mosel: Rhein-Mosel-Verlag 2018, S. 14–18, 141–144, 200–207; *Statt eines Lebenslaufs*, [www.heinerfeldhoff.de](http://www.heinerfeldhoff.de), 2020.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116). ■ Michael Roes (Bd. 117).